

Institut für Journalistik und
Kommunikationsforschung

saiten sprung

ZEITSCHRIFT DES
STUDIENGANGES MEDIEN UND MUSIK

AUSGABE 5
SOMMER 2012

ZUM MITNEHMEN

GRENZEN



Zvi Dori

Geigenbaumeister



Neubau

Reparatur

Mietinstrumente

Bögen & Zubehör

Schiffgraben 59
30175 Hannover
zvidori@web.de

www.zvidori.de

EDITORIAL

Pink-Floyd-Fans streiten auf YouTube darüber, welche Ära der Band die bessere sei. Peter Maffay bricht mit Bushido. Heino gibt sogar seinen Bambi zurück. Und alle ereifern sich über den Musikgeschmack der anderen: „Schlager-Fuzzi.“ „Jazz-Polizei.“ „R'n'B-Schlampe.“ Musik taugt zur individuellen Abgrenzung so gut wie der Lieblings-Fußballverein.

Gleichzeitig sind wir uns sicher alle einig darüber, dass Musik verbindet. Menschen können unabhängig von ihrer Herkunft, ihrem Alter oder ihrem Lebensstil durch Musik zusammenkommen. Auf oder vor der Bühne, im Gespräch oder im Internet.

Musik setzt Grenzen und löst sie gleichzeitig auf – diesem dialektischen Phänomen versuchen wir im fünften „Saitensprung“ auf den Grund zu gehen. Wir haben Menschen getroffen, die ihre Kraft aus der Musik schöpfen, weil sie im Gefängnis eine Strafe verbüßen, auf der Straße aufwachsen oder gegen ihre Abschiebung aus Deutschland kämpfen. Wir haben Menschen gefragt, wo der gute Geschmack aufhört, und herausgefunden, wie sich die Musikvermarktung Grenzüberschreitungen gezielt zunutze macht.

Die Themen, die sich aus unserem Hefttitel ergeben, sind schier grenzenlos. Wir hoffen, mit unserer Auswahl unterhaltsame und zum Denken anregende Aspekte zu beleuchten. Doch damit nicht genug: Den „Saitensprung“ gibt es neuerdings auch online mit ergänzendem Text-, Ton- und Videomaterial und weiterführenden Artikeln zum Titelthema unter www.saitensprung-online.eu. Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern online wie offline ein besonderes Lesevergnügen.

LORENZ GRÜNEWALD/LENA KLIMKEIT

INHALT

BOULEVARD

| | |
|-------------------------------|---|
| taktlos | 4 |
| Plattenkritik | 5 |
| 10 Fragen an Kat Frankie..... | 7 |
| Das hört die Redaktion | 7 |

SCHWERPUNKT: GRENZEN

| | |
|---|----|
| ZWISCHEN GENUSS UND WAHNSINN | 9 |
| Grenzenlose Musik macht uns zu Gefangenen unserer Nerven und Sinne | |
| „DAS WILL ICH AUCH KÖNNEN“ | 11 |
| Musik als Bindeglied im Hamelner Jugendgefängnis | |
| ASYLRAP | 15 |
| MC Nuri verarbeitet in seiner Rap-Musik Erfahrungen mit der Asylpolitik | |
| KLASSISCHE GRENZGÄNGER | 17 |
| Darf Klassik populär sein? | |
| NÜCHTERN AUF DER BESSEREN SEITE | 23 |
| Der Hannoveraner Daniel Gun hat sich dem Prinzip „Straight Edge“ verschrieben | |
| DAS SAITENSPRUNG-FOTO | 26 |
| „BRÜDER, REICHT DIE HAND ZUM BUNDE“ | 28 |
| Erinnerungen an ein Chortreffen zu Zeiten der deutsch-deutschen Grenze | |
| FÜNF SONGS | 30 |
| COOLER ALS TAGEBUCH | 32 |
| Das Berliner Projekt „Street Embassy“ arbeitet mit jungen Rappern | |
| EIN KONZERT SAGT MEHR ALS VIELE WORTE | 34 |
| Der Schlagzeuger Martin Grubinger mag's gern klamaukig | |
| VERWURZELUNG IM BIOTOP | 38 |
| Auch in der Welt des Pop ist künstlerische Originalität noch möglich | |
| SCHLAGER MEETS RAP | 40 |
| „KEINE EFFEKTE, KEIN TAMTAM“ | 46 |
| Haudegen macht mit ungewöhnlichen Tattoo-Aktionen auf sich aufmerksam | |
| MUSIK, DIE „PASSIERT“ | 48 |
| Der Saxophonist Peter Brötzmann über die Grenzenlosigkeit des Free Jazz | |
| DAS SAITENSPRUNG-RÄTSEL | 50 |

IMPRESSUM

Herausgeber: Studiengang Medien und Musik • Institut für Journalistik & Kommunikationsforschung Hannover
 Redaktion: Frederike Arns, Agnes Beckmann, Friederike Bruns, Paulina Drosdalski, Ulrike Eberle, Maike Engelmann, Torsten Fischer, Johanna-Marie Funke, Lorenz Grünewald, Josephine Hartmann, Lisa Hedler, Anne Kleinfeld, Lena Klimkeit, Stephan Kragl, Anna Leimbrinck, Christine Mergel, Samira Leitmannstetter, Antrhin Warnking.
 Layout: Marcus Torke
 Kontakt: gunter.reus@hmtm-hannover.de
 V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Gunter Reus, Prof. Dr. Ruth Müller-Lindenberg
 Herstellung: Layout - Satz und Druck Michael Heiland, Lister Damm 5-7, 30163 Hannover

BILDNACHWEIS

| | | | |
|------------------------|--|----------|------------------------|
| Titel, S. 18-19 | Lisa Hedler/Anna Leimbrinck/ Christine Mergel | S. 34-35 | Xamax |
| S. 7 | Pressefoto | S. 36 | Robin Eckert |
| S. 8, 11, 20-21, 26-27 | Lisa Hedler/Anna Leimbrinck | S. 37 | Elena Stepanova |
| S. 12, 39 | Torsten Fischer | S. 41 | Robert Wunsch |
| S. 16 | Stephan Kragl | S. 42-43 | „Musiker ohne Grenzen“ |
| S. 22, 24 | Pressefoto Bastian Harting | S. 44-45 | Silia Stegemeier |
| S. 28-29 | Johanna Funke | S. 46 | Pressefoto |
| S. 31 | Pressefoto | S. 48 | Ziga Koritnik |
| S. 32-33 | Maria Chatard | S. 49 | Paul Gerhard Dekker |
| | | S. 50 | Paulina Drosdalski |

ENDLICH DA: www.saitensprung-online.eu

UÄÄÄH, unser Baby ist da! Alle sind gesund und munter, und darum präsentieren wir hochofrend und nicht ganz ohne Stolz die Online-Ausgabe des „Saitensprung“. Ab sofort besteht die Möglichkeit, uns überall und jederzeit auf www.saitensprung-online.eu zu besuchen! Junge Eltern schlafen wenig, und darum serviert die Redaktion hier nicht nur Kaffee und Kuchen, sondern berichtet zusätzlich von Ausflügen in Hannovers Musikszene, führt Interviews mit bekannten und unbekanntem Musikern und erstellt Podcasts. Außerdem finden unsere Leser natürlich auch die Artikel der Druckausgabe vor, mit zusätzlichen Informatio-



ERSTE AUFNAHME NACH DER GEBURT: WWW.SAITENSPRUNG-ONLINE.EU, CA. 2 MONATE ALT

nen, Videos und Links. Damit keine Langeweile aufkommt, können sie sich in unserem Terminkalender ferner über aktuelle Veranstaltungen und Konzerte in Hannover informieren.

Bei uns gibt es keinen Brei aus dem Glas, sondern ausschließlich feinsten, selbstgemachten Musikjournalismus, der unserem Publikum wie uns selbst Freude bereiten soll. Also, liebe Leserinnen und Leser, fahren Sie den guten alten Laptop hoch, werfen Sie Ihr Smartphone an und schauen Sie auf www.saitensprung-online.eu vorbei. Wir freuen uns über jeden Einzelnen von Ihnen! Und nicht vergessen: Immer schön die Däumchen hoch...

DIE REDAKTION

DEUTSCH À LA CARTE

Musik aus dem Ausland mit deutschen Texten... Lassen Sie sich entführen in eine Welt der ungeahnten Genüsse. Als Entrée bieten wir Ihnen einen besonderen Leckerbissen: „Schampus mit Lachsfilet“. Diese außergewöhnliche Vorspeise empfiehlt die schottische Band „Franz Ferdinand“ ganz unerwartet am Ende ihres Songs „Darts of Pleasure“, geht es im (ansonsten englischsprachigen) Song doch eher um Dinge außerhalb der Haute Cuisine.

Zum Hauptgang: japanisches Schwein! Darf es hier etwas mehr sein? Entweder Sie wählen eine Japan-Rock-Band, die sich nach dem schmackhaften Tier nennt, oder Sie entscheiden

sich für den Song „Schwein no isu“ von „Dir en grey“ – beide Varianten musikalisch nicht allzu nahrhaft, damit noch Platz für die weiteren Gänge bleibt.

Auch Klassiker werden in unserer Küche gern genommen. So servieren uns „Convent“ aus Schweden romantische Lyrik von Wilhelm Müller. „Der Leiermann“ muss allerdings mit Vorsicht genossen werden, da er schwer im Magen liegt: Neben den dramatischen Textzeilen befinden sich auch Techno-Beats auf dem Teller. Geschmackssache. Als Beilage erhalten Sie – individuell abgestimmt – eine ordentliche Portion Akzent.

Und kurz vor Schluss noch die Crème de la Crème: unsere Preisträger vom

taktlos

Eurovision Song Contest! Verka Serdutchka aus der Ukraine mit „Dancing Lasha Tumbai“ begeistert durch simple Vielfalt („Sieben, sieben, ailulu, eins, zwei, drei, tanzen“); die polnische Band „Ich troje“ setzt mit dem Song „Keine Grenzen“ ein Zeichen: „Statt zu labern, fangen wir zu lieben an.“

Darauf vielleicht noch einen Absacker? Die Metalband „Sturmgeist“ aus Norwegen empfiehlt: „Jägermeister! Jägermeister! Eine grüne Flasche! Jägermeister! Jägermeister! Das ist meine Waffe!“ Reimen will gelernt sein – auch auf Deutsch. Prost.

FRIEDRIKE BRUNS

PLATTEN-KRITIK

Diese Seiten sind Hannovers lebendiger und vielseitiger Musikszene gewidmet. In jeder Ausgabe stellen wir aktuelle und spannende Veröffentlichungen von Bands und Künstlern aus der Region vor. Stilistische Grenzen setzen wir uns dabei nicht – ob Rock, Hip-Hop oder Klassik. Unser Credo lautet: Ehrlich loben und konstruktiv kritisieren.

SKALINKA – COMPULSIVO

„Compulsivo“, zu Deutsch „besessen“, bezeichnet die Band Skalinka ihr Debütalbum. Was ist bei solch einem Titel zu erwarten? Vielleicht ein alter Zigeuner aus Spanien, der zu wirren Rhythmen ins Mikrofon grölt? Skalinka spannen uns auf die Folter, welche Stimme dem vollen Bläsersatz und dem Keyboard im Zirkus-sound die Seele einhaucht. Erst im dritten Song „I'm fine“ schrillt ein Telefon, ein Mann am Apparat brabbelt im englischen Jargon daher und übergibt an – wer hätte es gedacht – Sängerin Clara Steinert.



Ganz leicht trägt sie ihre Stimme durch den Song. Würde der Off-Beat von Gitarre und Schlagzeug in den Strophen den Rhythmus nicht vorgeben, könnte man auch meinen, sie sänge eine etwas fun-

kige Jazznummer oder einen einfachen Pop-Track. Also nichts von dreckigem Gypsy-Gegröle des Opas aus Alicante. Dafür wird Steinerts Stimme mit derb tanzbaren Zigeunerrhythmen und temperamentvollen Ska-Off-Beats gepaart. Und um zu zeigen, dass eine Band aus Deutschland auch auf Spanisch („Loco Loco“), Französisch („Oiseau de nuit“) und Englisch („Summerchild“) kann, hauen sie einfach für jede Sprache einen Song mit aufs Album. Musikalisch vom Feinsten, aber eine sprachliche Einheitlichkeit hätte hier für ein etwas runderes Album gesorgt.

Label: Eigenproduktion
Mehr davon:
www.skalinka.de

SAMIRA LEITMANNSTETTER

GRENZBEREICHE – GRENZBEREICHE

Schon im Frühjahr 2011 ist das Album „Grenzbereiche“ des gleichnamigen Jazzquartetts um den Pianisten Johannes Wilke erschienen. Einmal auf die Rückseite der CD geblickt, ist der erste Anknüpfungspunkt der vier Absolventen und Studenten der hannoverschen Musikhochschule an die Klassik schnell aufgespürt: „L'après-midi d'un fau“ heißt einer der acht Tracks der Platte, und auch wenn man ihn anhört, spürt man Debussys Faun als Paten. Was aber ein Faufs sein soll, wird mangels Booklet ebenso wenig klar wie die Bedeutung der beiden kryptischen Titel „Count Popula“ und „Georgephil, Geoffophob“. Also besser reingehört als lang sinniert: Da sind sie, die überschrittenen Grenzen, beispielsweise zwischen Jazz und Kunstlied, wenn Johannes Keller mal am Bass nicht zupft, sondern streicht und Sängerin Lara Lübke mit ihrer pfirsichsüßen, aber leider wenig kernigen Stimme den poetischen Text ihres Songs „Gebet“ antimmt. Und wenn sie ihre gehauchten Töne bei „Melodie“ wie sanfte Gaze über den rhythmischen Untergrund von Drums (Christin Neddens), Bass und Klavier legt, dann muss man kurz an eine Popballade à la Cassandra Steen denken. Aber nur so lang, bis der Untergrund anfängt Fahrt aufzunehmen, bis er sich eingegroovt hat

in einen ohrwurmverdächtigen Ostinato-Bass. Diese beiden Tracks sind eine willkommene Abwechslung zum Rest der Platte, wo Lübke textlich nur „Ba dub dee dee oh“ und Ähnliches beisteuern kann. Das muss man mögen, kann es aber auch überhören und sich inspirieren lassen: von der Zerbrechlichkeit, die die junge Sängerin zum Beispiel bei „Hinter den Spiegeln“ an den Tag legt, und vom Einfallsreichtum der Instrumentalisten, die klangmalerische Zauberer sind. Ein Beispiel: „Sehnsucht nach Meer“, bei dem man den Wind durch den Sand wehen hören kann.

Label: schoener hören music
Mehr davon:

www.johanneswilke.com/grenzbereiche

ULRIKE EBERLE

ARAMIS TRIO – GRAVE

„Grave“ heißt die erste CD des 2009 gegründeten Aramis Trios, benannt nach einem der drei Musketiere von Alexandre Dumas. Das junge Ensemble, das an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover studiert, hat darauf zwei Klaviertrios von Friedrich Smetana (op. 15) und Dmitri Schostakowitsch (op. 67) eingespielt. Mit Grave, was so viel wie schwer bedeutet, trifft der Titel der CD die Intention der ausgewählten Komponisten – beide schrieben ihr Trio als Trauermusik für einen geliebten Menschen. Die Bedeutung der Musik zu treffen gelingt dem

Ihr wollt eure CD im „Saitensprung“ rezensieren lassen?
Dann schickt eure Platte und dazugehöriges Informationsmaterial an:

Redaktion „Saitensprung“
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung
Gunter Reus
Expo Plaza 12
30539 Hannover

Aramis Trio dabei durchgängig. Nicht nur in den getragenen Sätzen wie dem ausdrucksstarken Largo in Schostakowitschs e-Moll-Trio, sondern besonders in den schnelleren Sätzen und den Tutti-Passagen tritt die Schwere der Stücke durch die enorme, aber keineswegs rabiate Durchschlagskraft der drei Musiker besonders hervor, sodass die Interpretation hier besonders treffend ist. Dass die drei Musiker sich aber nicht auf diesen Stil festlegen, beweisen die tänzerischen Sätze wie etwa das Finale des Smetana-Trios. Grave muss also im Falle des Aramis Trios nicht nur trist und traurig bedeuten, sondern kann auch sehr unterhaltsam sein.

Label: Eigenproduktion
Mehr davon:
www.aramistrio.de

MAIKE ENGELMANN

RAUSCHENBERGER – ALLES FLIESST

Am besten hört man die neue CD von Rauschenberger in der U-Bahn, wenn man sich aus dem Alltag wünscht und sich beim Mitwippen daran erinnert, wo man sich befindet: im Tagtraum der Wirklichkeit. Universelle Musik, aber beileibe keine beliebige ist das, was Daniel Rauschenberger, Lars Ehrhardt, Timon Schempp und Christoph Dubbel da auf ihrer zweiten Platte als „deutschen, im Indie verwurzelten Gitarrenpop“ präsentieren. Die Songs haben etwas Melancholisches, ohne dass sich dieses Gefühl aufdrängt. Trotz nachdenklicher Lebensgeschichten steuern sie in eine positive, nicht gewollt



fröhlich klingende Richtung. Versteckte Glockenspieltöne und ein Streichquartett verdichten die Lieder, die gleichzeitig spannend und verträumt, erwachsen und bodenständig sind. Rauschenberger fällt auf durch die markante, mit einem kleinen Kratzen behaftete Stimme des Sängers, die sich von den bekannten Stimmfarben der deutschen Rock-Pop-Singer-Songwriter-Landschaft abhebt. Manchmal trägt die Musik pathetisch auf, klingt fast schmalzig („Meine Schmalen Schultern“). Im Kontrast dazu stehen Songs wie „Weiter“, „Gegenverkehr“ oder „Zu weit“, der Schlussakkord des Albums, bei dem Gitarrist Lars das Mikro ergreift. Die CD hält, was sie verspricht: eine fließend schöne Zusammenstellung persönlicher Songs, der man die Zurückhaltung wie in „Hannover, nicht Hollywood“ abnimmt, aber aufgrund der professionellen Eigenproduktion gar nicht zugestehen mag. Bleibt zu sagen: Endet nicht in Hollywood, Hannover braucht mehr von eurer Musik.

Eigenproduktion/Label: Very Us Records
Mehr davon:
www.rauschenberger-musik.de

LENA KLIMKEIT

DIE PROFIS (SPAX & MIRKO MACHINE) – ZEITEN ÄNDERN DICH NICHT IMMER

Profis und Urgesteine in Sachen deutscher Hip-Hop sind der hannoversche Rapper Spax und DJ Mirko Machine aus Hamburg allemal. Man glaubt es kaum, aber es gab mal eine Zeit, in der Hip-Hop nicht aus Gangster-Rap bestand. Die Musik war handgemacht, das Vinyl knisterte auf dem Plattenteller, und die DJ-Finger waren staubig vom Plattenkisten-Gewühle, immer auf der Suche nach dem perfekten neuen Beat. Das sind die Ideale der Nostalgiker Spax und Mirko Machine, und deswegen widmen sie ihnen ein ganzes Album. „Boom Bap“ ist nicht nur ein Track des Albums, sondern auch die lautmalersche Bezeichnung für einen Beat mit harter, durchdringender Bassdrum und hoher Snare. Man stellt sich vor, dass

Spax diesen Beat auf Kasette aufnimmt, mit dem Ghettoblaster durch die Straßen läuft und rappt „Das hier ist ein Denkmal, ein Liebesbrief, ich habe mich in diesen Beat verliebt, vis-à-vis...“ Die Lyrics sind weit entfernt von übertriebenem Gehabe, klar in der Aussage und rhythmisch



betont – der „Flow“ stimmt, wie man im Hip-Hop sagt. Spax scheint noch ein „echter“ Rapper zu sein: Man stellt sich ihn mit weitem Pulli, hängender Hose und einem alten Sneaker-Paar vor – wie ein Nerd kommt er um die Straßenecke. „Die Profis“ zeigen eben, dass es da mal etwas anderes gab, was offenbar auch noch im Hier und Jetzt des Jahres 2012 möglich ist. Nur – was soll die Anspielung des Albumtitels auf den Gangster-Rapper Bushido und seinen Film „Zeiten ändern dich“? Bushido entspricht dem Bild des stigmatisierten Rappers, die direkte Kontrastierung haben „Die Profis“ doch gar nicht nötig.

Label: MaschinenRaumMusik
Mehr davon:
<http://soundcloud.com/mirko-machine/die-profis-aka-mirko-machine-1>

FREDRIKE ARNS

ICH BIN EINE SCHRECKLICHE ZUHÖRERIN

10 FRAGEN AN KAT FRANKIE, SINGER-SONGWRITERIN AUS AUSTRALIEN



Ich liebe Musik, weil...

...es das mächtigste Medium der Kommunikation ist, das ich kenne. Keine andere Kunstform kann mit einem Volltreffer auf das Herz zielen. Es ist ein Skalpell, es ist ein Holzhammer, es kann unglaublich nachsichtig sein, erschreckend präzise, es ist kalt, es ist heiß – und es kann dich verletzen, aber auch wieder aufbauen. Und das alles in weniger als vier Minuten.

Vinyl, CD, Kasette oder mp3?

Warum nicht Blu-ray? Oder irgendeine Art Dateiformat, die keinen Kompressions-Algorithmus benutzt. Wir hatten mp3s seit den 90ern. Es wird Zeit, dass wir ein besseres Musikformat benutzen, das uns alle Details im Klang wiedergeben kann. Die Technologie und Bandbreite dafür haben wir bereits.

Wann warst zuletzt in der Oper?

Vor drei Jahren. Als ich noch in Australien gelebt habe, bin ich recht häufig in die Oper gegangen. Die Oper in Sydney ist dafür natürlich der perfekte Ort.

Wärst du lieber taub oder stumm?

Taub. Ich bin eh eine schreckliche Zuhörerin. Dann hätte ich wenigstens eine Entschuldigung dafür.

Dein schönstes Live-Erlebnis...

Im Dezember hatte ich die wundervolle Gelegenheit, im Admiralspalast in Berlin zu singen. Das war beängstigend und faszinierend zugleich.

Zu Musik tanzen oder in aller Ruhe hören?

Das kommt natürlich auf die Musik an! Ich liebe es zu tanzen, aber ich widme auch gerne meine volle Aufmerksamkeit dem, was der Künstler versucht auf der Bühne auszudrücken.

Auf einer langen Autofahrt: Radio oder Mix-CD?

Stille. Ich nutze die Zeit gerne, um nachzudenken.

Welches Album aus Papas Plattenkiste hatte den größten Einfluss auf dich?

Simon & Garfunkel – Bridge Over Troubled Water.

Canberra oder Berlin?

Ernsthaft? Canberra? Warst du schon mal dort? In Canberra leben nur Politiker. Es ist ein dunkler, dunkler Ort.

Dein Soundtrack für den kommenden Frühling?

Drei tolle Alben: Susie Asado – Traffic Island, Mowat – Anglia, Cera Impala – Higher Place.

AUFGEZEICHNET VON SAMIRA LEITMANNSTETTER
UND JOSEPHINE HARTMANN

DAS HÖRT DIE REDAKTION

Auch wenn es in diesem Heft um das Schwerpunktthema „Grenzen“ geht, so gibt es doch Dinge, die keine Grenzen kennen – zum Beispiel die Musiksucht der „Saitensprung“-Redaktion. Hier ein kleiner Auszug aus dem Musikrepertoire, das sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beim Recherchieren, Schreiben und Redigieren dieser Ausgabe zu Gemüte geführt haben.

Agnes Beckmann
Honigdieb: „Madame“

Anna Leimbrinck
Jamie Lidell: „Multiply“

Anne Kleinfeld
Angus & Julia Stone: „Chocolate And Cigarettes“

Anthrin Warnking
Gotye: „Somebody That I Used To Know“

Frederike Arns
Suff Daddy: „Join The Club“

Friederike Bruns
Babybird: „If You'll Be Mine“

Christine Mergel
Lana Del Rey: „Video Games“

Gunter Reus
David Crosby: „Laughing“

Johanna Funke
Einar Stray: „Chiaroscuro“

Josephine Hartmann
Crown The Empire: „Lead Me Out Of The Dark“

Lena Klimkeit
Laura Gibson: „La Grande“

Ulrike Eberle
ZAZ: „Dans Ma Rue“

Samira Leitmannstetter
Bon Iver: „Skinny Love“

Stephan Kragl
Hilltop Hoods: „I Love It“

Lisa Hedler
Mumford & Sons: „White Blank Page“

Lorenz Grünwald
Pat Metheny: „Are You Going With Me?“

Maike Engelmann
Agnes Obel: „On Powdered Ground“

Paulina Drosdalski
Dear Reader: „Dancing In The Dark“
(Bruce Springsteen-Cover)

Torsten Fischer
Stacey Kent: „Les Eaux Des Mars“



ZWISCHEN GENUSS UND WAHNSINN

**GRENZENLOSE MUSIK
MACHT UNS ZU
GEFANGENEN UNSERER
NERVEN UND SINNE**

Unser Alltag ist von Musik durchzogen: auf der Straße, beim Einkaufen, im Fahrstuhl, in der Warteschleife und sogar auf der Arbeit. Nicht immer setzen wir uns dieser Dauerberieselung freiwillig aus – und oft genug haben wir das Gefühl: Es reicht jetzt, die Grenze des Zumutbaren ist erreicht. Ein Streifzug durch die Innenstadt Hannovers. Mit Schallpegelmesser.

Wäre ich ein Magnet, der sich von Musikquellen angezogen fühlt, würde ich genau in diesem Augenblick in mindestens zehn Teile zerspringen. Hier stehe ich also am Kröpcke, dem Kern der Fußgängerzone Hannovers, mit dem Vorhaben, einmal genau hinzuhören.

Eigentlich begann alles mit einem Zahnarztbesuch. Freudestrahlend verkündete meine Zahnärztin mir in ihrem verglasten Behandlungsraum mit direktem Blick und Gehör auf die Georgstraße, dass eine Wurzelbehandlung ein paar Sitzungen mehr mit sich bringe und ich dann sicherlich bald auch das „große“ Repertoire der Straßenmusiker Hannovers in- und auswendig kennen würde. „Mein Favorit ist ‚Que sera‘“, sagte sie damals. Zunächst beglückwünschte ich mich selbst zu dieser tollen Erfahrung – bis ich nach einigen Besuchen feststellte, dass ich das gesamte Repertoire auch schon vor meinen Zahnarztbesuchen gekannt hatte. Hätte ja auch Zufall sein können, dass ich immer gerade am „Que sera“-Tag shoppen gehe.

Meine Zahnärztin war jedenfalls sichtlich genervt von der immer gleichen Dauerbeschallung. Seit meiner musikalischen Wurzelbehandlung fragte ich mich daher, wie nah die Freude über die Dauerberieselung und der Wahnsinn, in den uns die ständige Musikglocke treiben kann, beieinanderliegen. Egal ob Kaufhaus- oder Straßenmusik: Sie ist für das zahlende Publikum gedacht, das sich entweder von der Musik in einen Kaufrausch

versetzen lässt oder den Geldbeutel gütig in den Hut entleert. Dass auch jene betroffen sind, die ohne jegliche Fluchtmöglichkeit in umliegenden Geschäften oder Büros arbeiten, scheint eher ein nicht durchdachter Nebeneffekt zu sein. Der Journalist und Schriftsteller Rüdiger Liedtke geht in seinem Buch „Die Vertreibung der Stille“ sogar so weit zu sagen, dass der „Klangterror“, dem wir uns tagtäglich aussetzen müssen, gegen das Grundrecht des Menschen auf freie Entfaltung verstößt. Die Freiheit des persönlichen, individuellen Musikgeschmacks sollen wir uns seiner Ansicht nach nicht nehmen lassen.

60 DEZIBEL IN DER BOUTIQUE

Am Kröpcke erwartet sie mich also schon, die Surround-Berieselung. Musikreste aus verschiedenen Gebäuden schallen herüber, und auch der Straßenmusiker mit dem Akkordeon zeigt mit „An der Nordseeküste“ sein ganzes Können. Obwohl seine Klänge eindeutig die lautesten sind, vermischen sie sich mit einer Prise R'n'B aus einem Jugendmode-Geschäft, sanften Popklängen aus einem Café und dem netten Klarinettenisten, der mir schon allzu bekannt ist.

Ich lasse mich von den Klängen leiten und entscheide mich für den hippen Modeladen. Die normale Lautstärke in diesem Raum, in dem sich kein einziger Kunde aufhält, würde wohl bei fünf bis zehn Dezibel liegen – hier allerdings schallen einem glatte 60 Dezibel entgegen. Ich schaue mich unauffällig zwischen den Klamotten um und lausche dem Geschrei, das plötzlich die Musik zu übertönen versucht – es ist der Versuch zweier angestellter Damen, vom einen Ende des Raumes zum anderen zu kommunizieren. Ich mische mich in das Geschrei ein: Ist es nicht nervig, die laute Musik den ganzen Tag ertragen zu müssen? „Manchmal ja“, antwortet die junge Verkäuferin, „vor allem die Lautstärke, teilweise aber auch die Art der Musik.“ Ob sie sich schon mal bei ihren Vorgesetzten über die tägliche Dauerbeschallung beschwert hat? „Nein, darauf würde ich nie kommen. Erstens

kann man heute froh sein, überhaupt Arbeit zu haben, und zweitens wusste ich ja, worauf ich mich einlasse, als ich mich beworben habe.“ Die zweite Verkäuferin ruft aus ein paar Metern Entfernung: „Manchmal arbeite ich wie in Trance. Die Musik, die hier läuft, entspricht aber auch meinem Geschmack. Das ist nicht bei allen Kollegen der Fall.“

Was aber kann ein genervter Arbeitnehmer unternehmen, wenn ihn die Musik ernsthaft zermüht? Da mir alle angefragten Arbeitsrechtsexperten eine kostenpflichtige Beratung andrehen wollten, wandte ich mich direkt an die Presseabteilungen größerer Kaufhausketten. Wochenlang keine Reaktion. Dann doch noch eine Antwort von der Unternehmenskommunikation eines Einkaufstempels: „Hintergrundmusik wird in den Filialen in angemessener Lautstärke punktuell eingesetzt, um eine entspannte Einkaufsatmosphäre in den Verkaufsräumen zu schaffen. Der Einsatz erfolgt in Abstimmung mit den Betriebsräten vor Ort. Beschwerden seitens der Mitarbeiter sind uns bisher nicht bekannt.“ Die Konkurrenz ein paar Häuser weiter erbarmt sich, zumindest eine Absage zu schicken: „Leider können wir Sie in Ihrem Anliegen nicht unterstützen. Wir bitten um Verständnis.“ Damit ist schon mal eines klar: Wirklich Gedanken scheint sich hier keiner um Gehör und Nerven der Angestellten zu machen.

Dass dies durchaus lohnenswert wäre, weiß Prof. Dr. Eckart Altenmüller, Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musikermedizin an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Er betont, dass nicht nur laute, sondern auch unfreiwillig konsumierte Musik schädlich ist: „Dauernde Musik, die wir nicht mögen, erhöht den Stresspegel, macht uns anfälliger für Magenbeschwerden und Stresserkrankungen, treibt den Blutdruck hoch und kann dazu führen, dass die Lebenszufriedenheit abnimmt und die Depressivität ansteigt.“ Als gehörschädigend gelten Geräusche im Normalfall zwar erst ab etwa 85 Dezibel; belästigend wirken und so das psy-

chosoziale und körperliche Empfinden stören können sie aber schon ab 35 Dezibel. Schließlich ist Lärm nicht nur an Zahlen festzumachen, sondern auch abhängig vom subjektiven Empfinden.

Die Musiktherapeutin Urte Reich aus Berlin empfiehlt deshalb Menschen, die täglich von Musik umgeben sind, durchaus mal in sich selbst hineinzuhorchen: „Musik erreicht Schichten, die nicht unbedingt bewusst sind. Deswegen merkt man eben auch nicht, ob dauernde Hintergrundmusik uns schadet oder nicht. Dass uns etwas schadet, spüren wir ja meist nur dann, wenn uns etwas wehtut.“ Ob uns die ständige Musikglocke auf lange Sicht beeinträchtigt, können wir also nicht unbedingt festmachen. Dass Musik nicht nur Heilmittel ist, sondern auch Krankheitsursache sein kann, steht für Urte Reich allerdings fest: „Auch wir als Musiktherapeuten können Menschen hochgradig schaden. Musik ist Manipulation und Musik ist Folter.“

MUSIK IST FOLTER

Auch Altenmüller betont den Zusammenhang von Musik und Folter: „In Guantanamo wurden Gefangene dauerhaft Musik ausgesetzt; damit können sie die Leute in den Wahnsinn treiben.“ Eine ähnliche Wirkung unliebsamer Musik bekommen auch einige Obdachlose in Hamburg zu spüren: Im Hamburger Hauptbahnhof und in 31 U-Bahn-Stationen der Stadt erklingt seit einiger Zeit klassische Musik. Dass dies nicht nur zur Unterhaltung der Klassik-Fans, sondern auch zur Vertreibung von Obdachlosen und Drogensüchtigen dient, wird von Seiten der Betreiber offen zugegeben.

Laut einer repräsentativen Umfrage für „ZeitWissen“ ist jeder zweite Deutsche genervt von der musikalischen Dauerberieselung in Kaufhäusern und anderen öffentlichen Einrichtungen. Zeit also, diese Menschen zu finden und ihnen mein Mitleid zu bekunden. Ich durchquere die Georgstraße und mache mich auf in ein großes Kaufhaus. Dort, so weiß ich ja seit dem freundlichen

Schreiben der PR-Abteilung, soll informationsarme, ereignislose Hintergrundmusik unauffällig zum Kauf anregen und die Aufmerksamkeit der Kunden bloß nicht von den Produkten ablenken. Das gelingt eindeutig – selbst bei genauem Hinhören dudelt die Musik dezent durch das Kaufhaus. Auch ein Verkäufer bestätigt das: „Mir fällt die Musik überhaupt nicht auf. Und selbst wenn – es handelt sich um extrem unstressige Musik.“ Ich verlasse das Kaufhaus mit einem etwas besseren Gefühl. Hier foltert die Musik zumindest niemanden. Trotzdem – Geräuschpegel insgesamt: 55 bis 60 Dezibel.

Draußen erwartet mich eine nicht alltägliche Beobachtung, die mich kurz stutzen lässt. Ein Straßenmusiker hat sich auf dem Bahnhofsvorplatz breitgemacht. Aber nicht nur die Klänge seines Klavierspiels verzaubern die Passanten, auch die Optik ist ungewohnt: Ein gepflegter Mann sitzt an einem Flügel, der auf einem Autoanhänger aufgebaut ist. Menschenmassen haben sich um ihn herum versammelt. Die wunderschöne, 75 Dezibel laute Filmmusik steigert meine Laune und lässt auch mich einige Minuten neben dem Flügel innehalten. Schon einige Meter weiter wird das akustische Bild durch zwei weitere Straßenmusiker gestört: Ein älterer Herr mit Akkordeon und ein Saxophonist musizieren miteinander – sie versuchen es zumindest. Das Saxophon schrillt mit viel zu hohen Tönen durch die Fußgängerzone, die Harmonien des Akkordeons begleiten das Getöse im unregelmäßigen Rhythmus, und zu allem Überfluss singt der Mann am Akkordeon unpassende und unverständliche Phrasen. 85 Dezibel.

Ich überlege, wie ich flüchten kann, und suche mir einen Ort aus, in dem es mir gleich besser gehen sollte: eine Apotheke. Als sich die Tür hinter mir geschlossen hat, spüre ich, dass ich ihn tatsächlich gefunden habe, den Ort der Stille. Doch das währt nicht lange: Jedes Mal, wenn die Tür sich öffnet, quillt die ganze Soße von der Straße herein. Davon ist auch die Apothekerin genervt. „Wir sind einer der wenigen Läden ohne eige-

ne Musikbeschallung. Trotzdem werden wir hier zugeröhrt mit schlechter und immer gleicher Straßenmusik.“

Offiziell ist Straßenmusik dank des Grundrechts der Kunstfreiheit natürlich erlaubt. Dennoch gelten in Hannover eindeutige Spielregeln für Straßenmusiker: Ohne Sondererlaubnis darf nur zu bestimmten Tageszeiten, ohne elektroakustische Verstärker und nicht auf lauten Instrumenten gespielt werden. Darüber hinaus dürfen Musikgruppen aus nicht mehr als vier Personen bestehen. Alle 30 Minuten müssen sie mindestens 100 Meter weiterziehen. Dazu ist die Innenstadt in bestimmte Gebiete unterteilt – in jedem dieser Bereiche darf nur jeweils ein Musiker tätig sein. „Manchmal macht es mich rasend, dass sich nicht alle an diese Regelungen halten“, erklärt die Apothekerin. „Aber andere wären dankbar, Musik am Arbeitsplatz zu haben. Deswegen zügle ich meine Wut meistens.“

Recht hat sie vielleicht. Musik ist die schönste Sache der Welt – gleichzeitig kann sie uns in den Wahnsinn treiben. Denn wie sagte Wilhelm Busch einst so schön: „Musik ist angenehm zu hören, doch ewig braucht sie nicht zu wahren.“



GEGEN DAUERDUSCHEN IST NICHTS EINZUWENDEN. GEGEN MUSIKALISCHE DAUERBERIESELUNG SCHON

ANTHRIN WARINKING

„DAS WILL ICH AUCH KÖNNEN“

MUSIK ALS BINDEGLIED IM HAMELNER JUGENDGEFÄNGNIS

Ein Klavier. Ein Übezimmer. Und ein viel zu großer Schreibtisch, der dort erstens nicht hingehört und der zweitens auch noch den ganzen Raum einnimmt. Eigentlich sollte hier nun der wöchentliche Klavierunterricht in der Jugendanstalt (JA) Hameln stattfinden, aber Platz? Fehlanzeige. Gefühlte zwei Sekunden später ist alles leer geräumt, Stühle sind besorgt, und wir werden von den fünf Klavierschülern höflich in den Raum gebeten. Alle haben mit angepackt, gesprochen hat niemand. Da sieht man mal wie-

der: Wenn's um die Musik geht, werden Worte überflüssig.

Begonnen hat unser Besuch im Büro von Herrn Müller. Er ist Referatsleiter für Soziales und Kultur in der JA Hameln, dem größten Gefängnis für jugendliche Straftäter in der Bundesrepublik. Ringsherum volle Schränke und Schubfächer im Standard-Grau. Auf dem großen Schreibtisch senkt sich die Landschaft der Akten und Dokumente in Richtung Tastatur und Flachbildschirm allmählich ab. Müller, ein schlanker, locker wirken-

der Mann mit grauem Schnauzer und dunklem Jackett, spricht stolz von der Errungenschaft in dem Pappkarton zwei Meter vor ihm. Darin befindet sich ein neues Yamaha-Keyboards, das die Insassen der JA zum eigenen Üben verwenden können. „Es muss aber noch versiegelt werden“, sagt Müller mit leicht drängelndem Blick.

„Versiegelung“ ist hier ein Schlüsselwort – auch bei Musikinstrumenten. Zunächst müssen alle Keyboards so vor-

bereitet werden, dass man darin nichts verstecken kann. Erst dann können die Finger über die Tasten laufen und dafür sorgen, dass der Haftalltag abwechslungsreicher wird. Einmal die Woche kommt dazu ein erfahrener Klavierlehrer vorbei, und dann geht es in das kleine Musikzimmer unweit der Aula mit den ansteigenden Stuhlreihen. Der kleine, unscheinbare Raum mit dem braunen, unverschnörkelten Grotrian-Steinweg-Klavier im ersten Stock bietet Platz für fünf Insassen, die unter der Anleitung des Klavierpädagogen verschiedene Stücke einstudieren. Der kleine Mann mit dem schütterten grauen Haar und dem starken

bulgarischen Akzent kommt schon seit sechs Jahren immer freitags. Routiniert, aber mit interessiertem Blick beobachtet der ausgebildete Pianist Woche um Woche das Spiel seiner Schüler.

Das Angebot geht auf eine Besonderheit des Justizsystems hierzulande zurück. Der deutsche Jugendstrafvollzug setzt vor allem auf Resozialisierung. Diesem Ziel dient nicht nur eine berufliche Ausbildung innerhalb des Gefängnisses, sondern auch kulturelle Bildung in vielfältigen Ausprägungen. So präzisiert seit 2009 ein neues Gesetz zur Regelung des Jugendstrafvollzugs den gesetzlichen

Auftrag in Bezug auf Sport, Kultur und Freizeit hinter Gittern. In der JA Hameln wird dieser Auftrag gern musikalisch verstanden: Zweimal pro Jahr werden Klassikkonzerte von fünf bis sieben professionellen Musikern dargeboten – zu hören sind Oper, Operette und Lied. Auch wenn es hier einmal nicht um das bei den jungen Männern beliebteste Genre Hip-Hop geht, stoßen diese Konzerte nach anfangs vorsichtiger Mundpropaganda à la „Das kann man sich ruhig mal antun“ auf wachsende Begeisterung.

Die seit fünf Jahren bestehende Kooperation mit den Profis basiert auf dem

Gedanken, musikalisch eher ungewohnte Formen zu denen zu bringen, die nicht selber zu derartiger Musik kommen können. Ermöglicht wird die Veranstaltung von der Internationalen Stiftung zur Förderung von Kultur und Zivilisation, die sich für eine Humanisierung des Strafrechts und Strafvollzugs und dabei auch für die kulturelle Weiterentwicklung des Musikverständnisses einsetzt. Private Initiativen, Spender und Stiftungen sind außerdem besonders gefragt, den begrenzten finanziellen Spielraum des Staates zu unterstützen und die Voraussetzung für eine leidenschaftliche und überzeugte Musikvermittlung durch erfahrene Musiker zu schaffen.

„Instant Act“, was so viel wie „erlebte Momentaufnahme“ bedeutet, ist ein weiterer Höhepunkt im Gefangenenalltag: Ein augenblickliches Erleben, bei dem die Musik der Motor ist. Ob Capoeira, Schauspielerei, Rap, Rhythmusarbeit mit Percussion oder auch der Umgang mit elektronischer Musik – dem aktiven Entdecken und Erleben von Musik sind hier keine Grenzen gesetzt. Dahinter steckt eine Initiative gegen Gewalt und Rassismus mit 15 internationalen Künstlern, die jedes Jahr jugendlichen Gefangenen Workshops anbieten. Sie behandeln sensibel die Themen, mit denen die Insassen in engste Berührung kamen: eben Gewalt und Rassismus. Zuletzt durften 80 Gefangene teilnehmen. Sie wurden vorher ausgewählt, da die Nachfrage viel zu groß ist. Es geht darum, einen Anstoß zu geben, die Einsicht in die eigene Tat und den Willen zur Besserung bei den Gefangenen zu steigern. Innerhalb weniger Stunden werden Shows erarbeitet, Ängste überwunden und Grenzen kennengelernt. Das Highlight des Tages sind die Präsentationen der Ergebnisse, die in tosendem Applaus und Stolz über die eigene Leistung münden. Eine Momentaufnahme, die bleibt.

Zurück in den Überaum. Die kleine Gruppe hat gerade Platz genommen: Vorspielen, Anregungen aufnehmen, verbessern und dann das Ganze von vorn. Kurz blitzt im Spiel der Gedanke zum er-

klingenden Stück auf: „Mad World“ als Spiegelbild der Gedanken und Gefühle jedes Einzelnen beim Blick aus dem kleinen rechteckigen Fenster in die weite Welt draußen. Gleichaltrige ziehen die neueste Mucke aus dem Netz, fiebern ihrem Star beim nächsten Konzert entgegen oder erobern grelle Dancefloors bis zum Morgengrauen. Draußen glüht das normale Leben in dieser Phase des Erwachsenwerdens. Hier drinnen bietet ein inniger Klaviernachmittag auf der Basis gegenseitigen Vertrauens mehr als einen Funken Abwechslung. Mit konzentriertem Blick öffnen sich die jungen Gefangenen dem Klavierspiel ihrer Kumpels – unbeschwerte Gesichter, redselige Mäuler.

DIE LERNWEGE SIND HÖCHST UNTERSCHIEDLICH

Der kleine Raum füllt sich rasch mit allerlei Melodien – meist aufgeschnappt irgendwo im medialen Musiktaumel. Das Klavierspiel hier ist ganz nah und echt. „Weniger Pedal, weniger Pedal!“, ruft der Klavierlehrer gestenreich zu musikalisch genauerer Gestaltung auf. Vieles, was sie auch im Radio hören, wollen die Insassen der JA Hameln selbst spielen können. Dabei sind die Lernwege höchst unterschiedlich. Der eine übt sämtliche Stücke nach Fingerbewegungen ein: „Ich kann keine Noten sicher lesen. Deswegen gucke ich immer bei anderen, welcher Finger gerade was macht, und dann geht's.“ Beethovens Mondscheinsonate auswendig ist dann das hörbare Ergebnis. Der andere spielt sehr gefühlvoll und emsig Unterhaltungsklassiker à la „Amélie“ oder „My heart will go on“. Und ein Dritter winkt ab: „Nee, vorspielen kann ich noch nichts, ich hab' gerad' erst vor vier Wochen mit dem Klavier angefangen.“

Doch wie kamen die fünf jungen Männer zum Klavier? Zuerst Mundpropaganda, dann mal ein Blick auf den bereits übenden Haftgenossen und schließlich ein offizieller Antrag an die Gefängnisleitung. Die Mindesthaftzeit, der Weg vom Haft- zum Überaum, mögliche Aggressivität, ein Minimum an Selbstständigkeit – viele Fragen müssen geklärt werden, be-

vor die Insassen überhaupt am Klavier-, Gitarrenunterricht oder Rapkurs teilnehmen dürfen. „Hinter der wöchentlichen Musik steht schon ein gewisses Privileg für den Einzelnen“, verrät Müller. Denn Klavierunterricht bedeutet für die Insassen der JA Hameln einen musikalischen Urlaub vom Vollzugsalltag. Einige wollen die Musik als Hobby auch draußen fortsetzen. Klar sind Hip-Hop, Rap oder Heavy Metal tendenziell eher auf den Gängen zwischen den privaten Hafträumen zu hören, aber einem coolen Klavierarrangement von „Hit the road Jack“ folgt schnell ein: „Boah, das will ich auch können.“

So lernen sie, sich Dinge zu erarbeiten, hinter ihnen zu stehen und sich für sie einzusetzen: Musik als Impuls für eine gelungene Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Dafür sorgen nicht zuletzt das gegenseitige Verständnis während des Vorspiels sowie der freundschaftliche, aber gleichzeitig immer respektvolle Umgang miteinander und mit ihrem Klavierlehrer. Junge Hände schaffen Melodieräume von Klassik bis Pop, von „Für Elise“ bis „Lady in black“. Sie wollen den Freunden, der Familie, aber besonders sich selbst zeigen, was sie draufhaben. Nicht nur die Kumpels bejohlen auf dem Abschlusskonzert die Fortschritte der Klavierschüler, auch der Staatssekretär ist ein zuverlässiger Gast, der mit seinem Applaus die Leidenschaft für die Klaviermusik belohnt. Schiefe Töne sind egal. Wichtig sind Hören und Fühlen. Musik als soziales Element – eine Brücke nach draußen zu den anderen in die Freiheit, aber auch der Anfang eines Pfades zu sich selbst. Ein „Mist, hab' die Noten liegen lassen“ wird zum Ansporn: „Nächste Woche spiel' ich's dafür komplett.“

TORSTEN FISCHER/ANNA LEIMBRINCK/
MAIKE ENGELMANN



DAS MÄRCHEN VOM KLEINEN HASSELHOFF

Es war einmal ein eitler starker Mann, der lebte in einem großen weiten Land und verdiente dort sein Geld als Ritter und Bademeister. Er rettete vorzugsweise schöne Frauen und ward bald über die Meere hinweg bekannt und beliebt. Allzu schnell erkrankte er jedoch an Geldgier und Geltungssucht, und es genügte ihm nicht mehr, nur noch als Ritter und Bademeister zu arbeiten – nein, er wollte nunmehr sein Glück als Sänger finden. Wie so vielen anderen seiner Zunft war ihm jedoch nicht ausreichend Erfolg beschert, und so musste sich der Mann auf eine lange Reise in ein weit entferntes kleines Land begeben.

Zu jener Zeit wehte in diesem Land ein heftiger Wind of Change, der die Menschen zu Tausenden gegen eine

Mauer protestieren ließ, die das Land in Osten und Westen teilte. Doch die Mauer hielt stand, und niemand vermochte sie zu zerstören. Schon bald hatte der Mann aus dem großen weiten Land von dem Unglück der Menschen gehört und einen Plan gefasst: Er warf sich eine Lederjacke mit eingebauten Blinklichtern über die Schultern und schritt mutig durch die aufgebrachten Menschenmassen. An der Mauer angekommen, zögerte er nicht lange und erklomm das Ungetüm.

Von dort konnte er alle Menschen mühelos überblicken, und er hob an zu singen:

I've been looking for freedom
I've been looking so long
I've been looking for freedom
Still the search goes on

Niemand vermochte sich seiner Stimme zu entziehen, selbst die Mauer ward von diesen Versen in den Bann gezogen, und so geschah das Wunder: Sie fiel in sich zusammen, und die Menschen aus Osten und Westen konnten sich nach langer langer Zeit wieder in den Armen liegen. Sie verehrten den Mann, der ihnen dieses Glück gebracht hatte, kauften seine Single und verhalfen ihr zu Platz 1 in der Hitparade.

In den Museen des Landes ward der mutige Ritter jedoch nie gesehen. Keine Statue erzählt von seiner Heldentat, kein Bild kündigt von seinem heroischen Dasein. Nicht einmal ein einziges Wort steht dort über ihn geschrieben. Doch weil er nicht gestorben ist, erzählt er das Märchen noch heute.

JOHANNA FUNKE

GRÜNRAUM

Blumen & Geschenke



Schon
entdeckt?

Knochenhauerstr. 14
30159 Hannover

Tel 0511-37360650
www.grün-raum.de

Di-Fr 11-19 Uhr
Sa 10-17 Uhr



Grünraum liegt direkt an
der Ecke zur Kreuzkirche

Floristik | Textilblumen | Pflanzen | Dekorationen

ASYLRAP

**MC NURI MUSSTE
ALS KIND AUS SEINER
HEIMAT FLÜCHTEN.
SEINE ERFAHRUNGEN
BEI DER FLUCHT UND
MIT DER ASYLPOLITIK
IN NIEDERSACHSEN
VERARBEITET ER IN
SEINER RAP-MUSIK.**

Langsame, harte Hip-Hop-Beats schallen über den Platz. Sie tönen aus großen Lautsprechern, die für eine Demonstration aufgestellt wurden. Wer näher kommt, kann hören, dass der Rapper, den die Rhythmen begleiten, es ernst meint: MC Nuri, 19 Jahre alt und vor zehn Jahren nach Deutschland gekommen, singt über das Asylbewerberleistungsgesetz, Lebensmittelgutscheine und das „Asylantenheim“, in dem er lebte. Jedem, der ihm zuhört, stellt sich zwangsläufig die Frage, wie man unter den Bedingungen, denen Flüchtlinge unterliegen, seine Musikalität entwickeln und ausleben kann. Welche Grenzen sind dem Flüchtling für seine musikalische Entwicklung und seine Praxis gesetzt?

MC Nuri aka Nuradil Ismailov stammt aus der russischen Republik Dagestan. Das Land, das zu den ärmsten Teilen Russlands zählt, grenzt an das Kaspische Meer, Aserbaidschan und Georgien. Seit dem Zerfall der Sowjetunion versuchen verschiedene islamistische Gruppen in der Region, einen von Moskau unabhängigen Gottesstaat zu errichten. Deshalb wird Dagestan seit Jahren von Anschlägen und den Gegenschlägen des russischen Militärs gebeutelt. Manche sprechen von Bürgerkrieg. Gründe, sich ein besseres Leben zu wünschen, gibt es genug. „Mein Vater wurde von Terroristen gesucht und ist nach Deutschland geflüchtet. Zwei Jahre später sind wir nachgekommen. Seitdem werden wir geduldet“, erzählt MC Nuri.

Die Duldung ist eine vorübergehende Aussetzung der Abschiebung, die für MC Nuri Familie jeden Monat bei der Ausländerbehörde erneuert werden muss. Sein Vater macht das seit zwölf Jahren. Eine Aufenthaltsgenehmigung, die der Familie erlauben würde, in Deutschland zu arbeiten, wird ihnen seit ihrer Ankunft verweigert. „Die Behörde wirft der Familie Ismailov vor, von vornherein falsche Angaben zu ihrer Identität gemacht zu haben“, sagt Sigmar Walbrecht vom Flüchtlingsrat Niedersachsen. Die Polizei habe deshalb bei einer nächtlichen Hausdurchsuchung den Computer, auf dem MC Nuri seine

Musik produziert hat, beschlagnahmt, um Hinweise auf die Identität zu finden. „Das Ziel ist ein Passersatz, mit dem die Familie abgeschoben werden kann“, so Walbrecht. Ob diese Vermutung zutrifft und wie sich die Hausdurchsuchung tatsächlich abgespielt hat, ließ sich für die Redaktion nicht überprüfen; die Staatsanwaltschaft Hildesheim lehnte gegenüber dem „Saitensprung“ eine Auskunft mit Hinweis auf das laufende Ermittlungsverfahren ab.

Das Taschengeld von 40,90 Euro im Monat, das jedem Asylbewerber in bar zusteht, wurde der Familie gestrichen, da sie ihrer Mitwirkungspflicht nicht nachkomme. Sie lebt von Gutscheinen, die sie von der Ausländerbehörde erhält und die in einigen Supermärkten gegen Lebensmittel und Hygieneartikel eingetauscht werden können. CDs oder Instrumente sind ausgeschlossen. Der beschlagnahmte Computer sei eine Spende der Flüchtlingsorganisation Karawane Hamburg gewesen, sagt MC Nuri. Das alles mache es ihm schwer, sich Inspiration für seine musikalische Entwicklung zu besorgen. Auch die Fahrt zu Konzerten – fremden oder eigenen – werde zum Problem. Wenn er Gagen annehme, müssten diese angemeldet und verrechnet werden. Er bekomme dann weniger Gutscheine.

„Ich möchte den Menschen in Deutschland zeigen, wie Flüchtlinge hier leben“, sagt er, der mit seinen kritischen Texten über die deutsche Asylpolitik vor allem auf Demonstrationen und Kundgebungen für Flüchtlings- und Menschenrechte gefragt ist. Gerade diese Konzerte kann MC Nuri jedoch häufig nicht geben. Bis vor Kurzem durfte er nicht einmal den Landkreis Gifhorn ohne Genehmigung der Ausländerbehörde verlassen. In einem Erlass des Innenministeriums aus dem Jahr 2005 heißt es überdies: „Für die Teilnahme an Demonstrationen soll grundsätzlich keine Verlassenserlaubnis erteilt werden.“ Das Ministerium will damit verhindern, dass es zu sogenannten Nachfluchtgründen kommt, wenn ein Flüchtling aufgrund seiner politischen Aktivitäten im Aufenthaltsstaat in seinem



MC NURI

Heimatland verfolgt werden könnte. Damit gesteht das Ministerium freilich mögliche Menschenrechtsverletzungen in den Heimatländern von Flüchtlingen indirekt ein. Inzwischen hat sich die Situation insofern entspannt, als sich Nuri und seine Familie jetzt doch ohne behördliche Kontrolle in ganz Niedersachsen frei bewegen können.

Im Landkreis Gifhorn, in dem MC Nuri mit seiner Familie lebt, gestaltet sich die Situation ab weiterhin schwierig. Hier soll es laut Sigmar Walbrecht vom Flüchtlingsrat Niedersachsen zu Einschüchterungsversuchen der Ausländerbehörde gekommen sein. So werde den Flüchtlingen mit Kürzungen ihrer Leistungen oder einer wahrscheinlichen Abschiebung gedroht, sollten sie an Demonstrationen teilnehmen. Auch das lässt sich für den „Saitensprung“ nicht überprüfen. Schon

in der Vergangenheit sah sich die Behörde allerdings mit Vorwürfen konfrontiert. Der schwerste wurde 2011 laut, nachdem sich der nepalesische Flüchtling Shambu Lama am 1. März das Leben genommen hatte. „Am Morgen hatte ein Mitarbeiter der Ausländerbehörde Gifhorn ihm gesagt, in zwei Tagen werde er abgeschoben – eine fatale Fehlinformation, wie sich erst Wochen nach dem Suizid herausstellte“, schrieb die „Hannoversche Allgemeine Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 26. März 2011. Nach Darstellung des Blattes hatte das Verwaltungsgericht Braunschweig die Abschiebung wegen Lamas knapp einjährigen, in Deutschlands geborenen Sohnes für „rechtlich unmöglich“ gehalten und noch am Vortag des Suizids die Behörde in Gifhorn in einem Fax gebeten, bis zu seiner endgültigen Entscheidung „von Vollstreckungsmaßnahmen abzusehen“.

Als wir nach einem geeigneten Ort für das Foto mit MC Nuri suchen, erzählt er uns, dass er als Mechaniker arbeiten will. Eine Autowerkstatt hatte ihm ein Ausbildungsangebot unterbreitet, das er nicht annehmen darf. So lange ist die Musik sein Mittel, um auf Missstände aufmerksam zu machen und mit ihnen zu leben. „Wenn ich den Leuten meine Probleme erzählen kann, dann finde ich damit Ruhe in mir.“ Wenn er seinen Computer zurückhabe, wolle er an seinem Album weiterarbeiten. Es soll die Geschichte eines Flüchtlings vom ersten bis zum letzten Song behandeln. Ob er es in Deutschland fertigstellen kann, bleibt ungewiss. „Im Knast weiß man, wann man rauskommt. Als Flüchtling weiß man nicht, wann man ein freier Mensch ist.“

LORENZ GRÜNEWALD

KLASSISCHE GRENZGÄNGER

Zu langem, zerzaustem Haar trägt er Dreitagebart und Tattoos, die Jeans stecken in schweren Lederboots. Die rechte Hand mit dem Totenkopfring wird gleich den Bogen über die Stradivari führen. Geigenvirtuose David Garrett spielt mit Rockstar-Attitüde und rebellischer Pose. Sein populäres Image, die opulenten Bühnenshows und Crossover-Programme brechen mit den traditionellen Grenzen zwischen Pop- und Klassikbetrieb wie mit dem ewigen Widerstreit von Kunst und Kommerz: Die neue Generation der Klassik-Superstars – von Anna Netrebko bis Lang Lang – wird fernab von biederem Klischees auf allen Kanälen vermarktet und ist auch dem weniger versierten Hörer ein Begriff. Darf Klassik populär sein?

aneinander angeglichen“, räumt Schwenkow ein. Der Hauptunterschied liege sicherlich darin, dass in der Regel Popstars eigenes Song- und Musikmaterial vermarkten und Klassikstars auf bewährtes und erfolgreiches Material zurückgreifen. Die Verbindung von aktuellem Talent mit bewährtem Material erschließe das Marktpotenzial von Klassikstars. David Garrett wird übrigens nicht von der Klassik-, sondern von der Pop-Abteilung der Plattenfirma betreut.



Die Albumcover der Klassik-Ikonen folgen dabei augenscheinlich dem Prinzip „Sex sells“ und lassen sich nahtlos neben die bunten Gagas des Pop einreihen.

Werden denn ausschließlich die Besten oder die Schönsten, vielleicht sogar die Schönsten der Besten zum Klassik-Star?

Mit den ganz großen Namen der Branche wie Netrebko und Garrett arbeitet Schwenkow bereits seit Jahren zusammen – mit nachhaltigem Erfolg. Aber der Kulturunternehmer weiß aus Erfahrung, dass gutes Aussehen alleine nicht ausreicht. „Wer sein Handwerk nicht beherrscht, kann auch nicht zum Star gemacht werden. Und wer keine Persönlichkeit hat, trotz handwerklicher Vollkommenheit, wird es wohl auch nicht schaffen.“ Der Veranstalter und Produzent könne mit Hilfe des modernen Marketings nur dem in das Licht der Öffentlichkeit helfen, der alle Voraussetzungen zum Star bereits mit sich bringe. So war es neben der Virtuosität auch der eigene „Sound“ von David Garrett, der den Kulturmanager faszinierte. Eine Wiedererkennbarkeit, die er sich mit seinem Studium der Komposition und des Arrangierens erarbeitet habe. „Dieses Potenzial haben wir erst gehört, dann haben wir David gesehen, und dann war klar, er wird ein Star.“

Kritiker betrachten die Totalvermarktung klassischer Musik als Ausdruck allgemeinen Kulturverfalls. Dahinter stecke die Musikindustrie, die mit dem Konzept der „populären Klassik“ verzweifelt einen Ausweg aus der Krise der sogenannten E-Musik suche. Dem widerspricht Prof. Peter Schwenkow, Vorstandschef des Konzertveranstalters Deutsche Entertainment AG (DEAG), entschieden. Er geht von einer rosigen Zukunft des Klassikmarktes aus. „Wir sehen überhaupt keine Krise der Klassik, ganz im Gegenteil: Die Alterspyramide hilft, das hohe Niveau zu halten, und Künstler wie David Garrett und Lang Lang erschließen zusätzlich junges Publikum.“ Der Vermarktung sind dabei laut Schwenkow erfreulicherweise keine Grenzen gesetzt. Mozart, Beethoven und Chopin seien in Montevideo genauso bekannt wie auf Macao. Insofern sei Klassik eine globale Musik. Dabei hätten sich die Mechanismen des Marketings „sehr



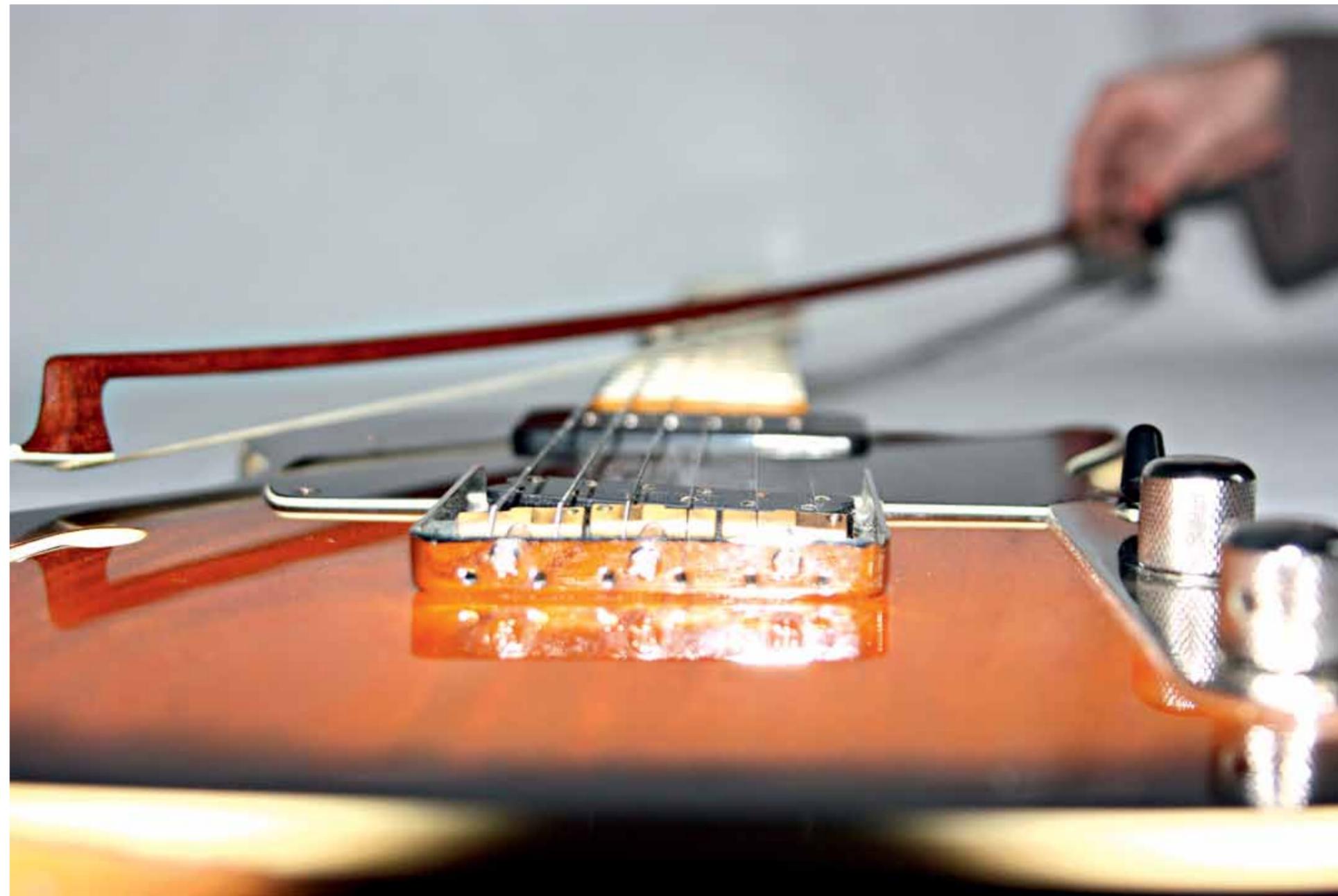
13. Fortissimo vivacissimo.

WAS SAGT DIE MUSIKWISSENSCHAFT?

Tatsächlich war die klassische Musik niemals frei von der Idee der Vermarktung, weiß Reinhard Kopiez, Professor für Musikpsychologie an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Kunst werde ja nicht im gesellschaftlichen Vakuum rezipiert. Beethovens Schlachtengemälde „Wellingtons Sieg“ etwa sei vom Erfinder des mechanischen Musikinstruments „Panharmonikum“, Johann Nepomuk Mälzel, angeregt worden, um damit auf einer Tournee schlicht Geld zu verdienen. „Wir vergessen leicht: Musik war immer Live-Musik und damit ein audiovisuelles Ereignis. Die Vorstellung, dass das Image, die Bühnenpräsenz und das Marketing nicht dazugehören, ist historisch einfach falsch.“ Man lese nur die begeisterte Konzertkritik Robert Schumanns über Franz Liszt von 1840 und werde verstehen, dass das ganze „Setting“ immer schon dazugehörte. Auch Clara Schumann habe für die Fanbindung Portraitdrucke auf jeder Konzertreise dabei gehabt. Letztlich müsse das „Zitronenproblem“ gelöst werden: „Es gibt Dutzende von Geigern, die genauso gut wie David Garret spielen, aber wie gewinnt man die Hörer für sich?“

Die Arbeiten der Forschungsgruppe von Kopiez zeigen, dass Menschen Musik positiver empfinden, wenn sie den Musikern beim Spiel zusehen. „Überzeugen wird man deshalb nur, wenn man live spielt. Ob und wie man diese Mechanismen bedienen soll, ist eine andere Frage, die jede Gesellschaft jeweils neu verhandeln muss.“

In einem Bilderzyklus karikierte bereits Wilhelm Busch das die Sinne überwältigende Klavierspiel des Virtuosen (siehe Abb. S. 17). Ohren und Augen überdimensional vergrößert, ist der Zuschauer dem Hör- und Seherlebnis machtlos ergeben. Wenige Jahrzehnte zuvor hatte ein Nicolò Paganini sein virtuosos Geigenspiel bewusst als „Show“ inszeniert. Der Ruf als „Teufelsgeiger“ verlieh seiner Person eine dämonisch-erotische Ausstrahlung



und hohe Popularität. Kopiez sieht David Garrett durchaus in der Tradition dieses Virtuositums. „Denn Geige spielen kann er ja. Er bedient auch den kompetitiven Anspruch des Virtuositums, z.B. durch den Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde mit der schnellsten fehlerfreien Version von Rimski-Korsakows ‚Hummelflug‘ in nur 65,25 Sekunden.“

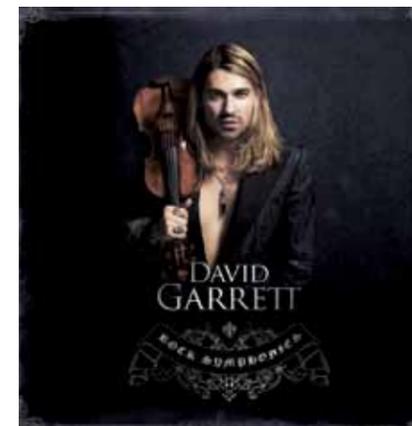
Aus Sicht der Wissenschaft sollte es selbstverständlich sein, unbekannte Musikstile besser zu vermitteln. Kon-

zerthäuser sprechen mittlerweile schon von „Education-Programmen“. Kopiez betrachtet den Topos von einer „lingua universalis“, die weltweit und dazu noch voraussetzungslos verstanden werden könne, eher als eine romantische Vorstellung. „Grundsätzlich benötigt jede Musik, deren Sprache uns nicht anvertraut ist, Zugangshilfen. Das betrifft nicht nur die klassische Musik, sondern auch die Avantgarde.“ Nach den Erkenntnissen der Musikpsychologie können wir Musik immer nur mit den individuell verfügba-

ren Kategorien wahrnehmen – frei nach der Devise „Man hört, was man ist“.

„POPULÄRE KLASSIK“ ALS MUSIKVERMITTLER?

David Garretts aktuelles, diesmal rein „klassisches“ Album „Legacy“ stieg auf Platz 6 der Media Control Charts ein – laut Künstler-Homepage der höchste „Chartentry“ eines „Klassik-Instrumental Albums“ in der deutschen Musikgeschichte. Kann man mit Crossover jun-



ge Menschen tatsächlich an die Klassik heranführen? „In jedem Fall“, sagt Peter Schwenkow. „Die klassische Musik ist eigentlich etwas für jede Altersgruppe. Natürlich steigt der Anteil des klassikaffinen Publikums mit dem Lebensalter. Wenn aber ein junger, attraktiver, talentierter Musiker oder Sänger auch noch sympathisch und glaubwürdig ist, dann beschäftigt man sich zumindest einmal mit seiner Musik, und die Zahlen zeigen, dass dann der eine oder andere Jüngere davon begeistert ist.“

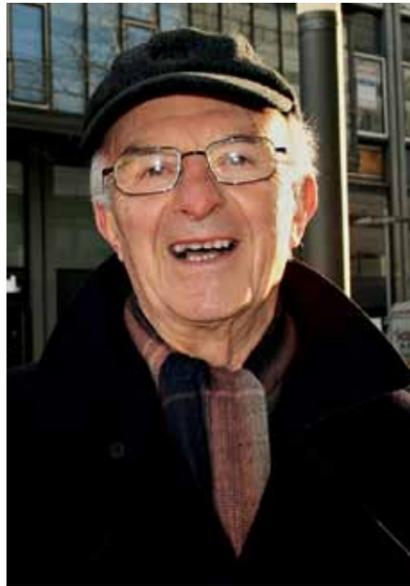
Reinhard Kopiez teilt diese Ansicht. Ohne David Garrett und Co. hätten wahrscheinlich viele Fans nie ein akustisches Instrument zu hören bekommen. Das Problem bleibe aber, ob und wie man von dieser „populären Klassik“ zu anderen Werken komme. „Pointiert formuliert: Kommt man durch das Falsche zum Richtigen? Die einzige mir bekannte musikpädagogische Studie hierzu von Nina Polaschegg sagt: höchstwahrscheinlich nicht. Die Hörer von Helmut Lotti und André Rieu bleiben eher dabei und finden nicht den Weg zum Schubert-Lied und zu Beethoven.“

Laut Schwenkow ist die Unterscheidung von „E“- und „U“-Musik im deutschsprachigen Raum besonders ausgeprägt. Das elitäre Image der Klassik werde befördert von den „Feuilletonistas“, den Gralshütern des Wissens um Qualität. Es basiere weniger auf den Werken als auf deren gesellschaftlicher Abgrenzungsfunktion, so Kopiez. Den Grundmechanismus der Distinktion durch kulturelle Praxis habe schon Pierre Bourdieu in „Die feinen Unterschiede“ herausgearbeitet: „Wir tragen unsere musikalischen Vorlieben wie einen Wimpel vor uns her, der markiert, wofür wir stehen.“

Schwenkow hält es daher mehr mit den Worten Leonard Bernsteins: „Es geht nicht um E- oder U-Musik, sondern um gut oder schlecht.“ Und das bleibt ohnehin dem Auge des Betrachters überlassen – oder besser gesagt, seinen Ohren.

„DA NÜTZT AUCH KEIN DEKOLLETÉ“

**ANDREA BERG?
RAMMSTEIN?
BALLERMANN-MUSIK?
EINE KLEINE
UMFRAGE ZWISCHEN-
DURCH ÜBER
MUSIKALISCHE
ABNEIGUNGEN UND
GRENZEN DES
GUTEN GESCHMACKS**



Hans-Joachim Raabe (80):
„Ich mag moderne Techno-Musik überhaupt nicht. Am liebsten höre ich handgemachte Musik, zum Beispiel Nat King Cole.“



Michael Ihmels (23):
„Ich kann so gar nichts mit David Guetta anfangen, seine Musik ist total schwul.“

Ingo Böttcher (28):
„Mir ist der Sänger Milow ein Dorn im Auge. Seine Schmalzmusik in Kombination mit den schlechten Texten ist nur schwer zu ertragen. Außerdem finde

ich 90 Prozent der Radiomusik, die aktuellen Charts eingeschlossen, einfach schlecht.“



Dilara Aykor (13) und Melanie Weinhold (12):
„Wir mögen Hip-Hop überhaupt nicht, besonders Sido und Bushido finden wir ätzend.“



Uwe Wegner (52):
„Ich habe für Volksmusik überhaupt nichts übrig. Dadurch möchte ich mich

von der Musik, die für ältere Leute bestimmt ist, abgrenzen.“

Andreas Wagner (49) und Susanne Hanscher-Wagner (50):
„Wir sind sehr skeptisch gegenüber Schlager, Volksmusik und ‚Malle‘-Musik. Die Zusammenstellung der Instrumente und das ‚Blabla‘ der Texte sind fürchterlich. Dazu kommt die entsetzliche Präsentation dieser Lieder im Fernsehen, da nützt auch kein Dekolleté, mit dem Leute wie Andrea Berg so gerne ihre Weiblichkeit und erotische Ausstrahlung betonen.“



Patrycja Soltys (12) und Nicole Romczykowski (12):
„Für uns beide sind Rock, Volksmusik und R’n’B der absolute Horror.“

Michael Rademacher (20):
„‚Atzen‘-Musik geht gar nicht. Außerdem mag ich Texte und Musik, die wie bei hartem Techno und Metal zu sehr im Grenzbereich liegen, ganz und gar nicht.“

Uwe Gahse (47) und Peter Matz (31):
„Techno und vor allem der schnelle Beat darin machen uns wahnsinnig. Diese Musik geht wirklich gar nicht.“



Keträh Nabalayo (15) und ihre Mutter:
„Nicht-deutschsprachige Lieder und die Charts sind nicht mein Ding.“



Hasan Kut (40):
„Egal welche Musik, sie stört mich nicht.“

AUFGEZEICHNET VON AGNES BECKMANN

Seit Generationen verlässlicher Partner Hannovers Musikwelt!

Spezialtransporte von Flügeln und Pianos

durch den Klavierbauer

DIETER HOFFMANN

www.klavierhoffmann.de

Tel. (0511) 6 47 98 76 • Fax (0511) 6 47 97 02



NÜCHTERN AUF DER BESSEREN SEITE

Ob Exzess oder gemäßigter Genuss – oft bestätigt die Musikszene ihr eigens geschaffenes Klischee „Sex, Drugs and Rock ‘n’ Roll“. Dass es auch anders geht, zeigen Menschen wie der Hannoveraner Daniel Gun (27), der sich dem Lebensprinzip „Straight Edge“ (etwa: „nüchterner Vorteil“) verschreibt. Der am ganzen Körper tätowierte Musiker verzichtet konsequent auf Drogen, Alkohol und andere Rauschmittel.

Saitensprung: Lässt es sich vereinbaren, Musiker und Straight Edge zu sein?

Daniel Gun: Ich habe mich mit 15 dazu entschlossen, Straight Edge zu leben, der Hardcore hat mich darauf aufmerksam gemacht. Grund für diesen Schritt war, dass ich gemerkt habe, wie sich Menschen in meinem Umfeld durch Rauschzustände zum Negativen verändern.

Will man denn nicht mal ausprobieren, wie es ist, betrunken zu sein?

Ich war zumindest angetrunken, als ich mit 14 mein erstes Bier getrunken habe. Mir war schwindelig, als ich auf dem Fahrrad saß – damit kam ich überhaupt nicht klar. Man kann es ausprobieren, klar, ich bin auch kein dogmatischer Typ, der das bei anderen ablehnt. Aber ich muss Drogen nicht testen, um zu wissen, dass sie mir schaden. Und Alkohol ist nun mal auch eine Droge. Trotzdem gehört es einfach dazu, dass man trinkt.

Warum wird in der Musikszene so viel konsumiert?

Ich glaube, das hat gesellschaftliche Gründe und gar nicht so viel mit Musik zu tun. Für die meisten gehört es einfach dazu, sie brauchen Alkohol oder Drogen, um ihre Schüchternheit zu überwinden und Spaß zu haben. Wenn alle betrunken sind, fällt es schwer, nein zu sagen.

Wird dabei der Anspruch erfüllt, ein Vorbild zu sein?

Viele sagen, sie wollen kein Vorbild sein. Aber ich möchte das. Ich sage: Wenn ihr so lebt wie ich, dann gibt es weniger Stress und Hass. Es ist ein Unterschied, ob ein Teenager mich hört oder einen Rapper, der über seine herrlichen Rauschzustände schreibt. Ich möchte positiv auf die Menschen wirken und sie zu einem alternativen Lebensstil animieren. Auch durch meine Musik.

Viele Musiker meinen, aus dem Rausch Kreativität zu schöpfen. Woher nimmt ein Straight Edger seine Inspiration?

Ich kann aus negativen Gefühlen positive Energie gewinnen. Außerdem schaue ich mir die Welt an, sehr bewusst und reflektiert. Meine Texte behandeln politische und gesellschaftliche Themen, aber natürlich schreibe ich auch über persönliche Erfahrungen.

Ist das Tätowieren nicht auch eine Sucht?

Es ist eher eine Leidenschaft. Es schadet weder mir noch anderen; mein Bewusstsein verändert sich schließlich nicht durch die Tattoos. Ich verziere lediglich meinen Körper – und wenn er voll ist, ist er voll.

Wie hoch ist der Erklärungsbedarf beim Thema Straight Edge?

Ich glaube, mittlerweile wissen viele mehr darüber – was nicht heißt, dass sie es ernst nehmen. Für viele ist Straight Edge eine Modeerscheinung; so, als würde man sich einfach nur so nennen, wie man sich mal die Haare färbt.

Verpflichten die Straight-Edge-Tattoos dazu, ein Leben lang Straight Edge zu leben?

Ja, und das ist wichtig! Ich bin stolz, mit 15 diesen Weg eingeschlagen zu haben, und möchte bis zu meinem Tod so leben. Wenn ich mir vorstelle, ein Bier zu trinken, könnte ich nicht mehr in den Spiegel schauen.

In Hip-Hop und Rap gibt es wenige Straight Edger. Grenzt die Lebenseinstellung einen da nicht aus?

Viele nehmen es einfach nicht ernst. Nach dem Motto: Der ist ja nicht hart genug. Aber das lässt mich kalt.

Wie begegnet man dem Vorwurf, durch Straight Edge und Tattoos nur Aufmerksamkeit erregen zu wollen?

Der Vorwurf ist unbegründet. Ich lebe in meiner eigenen Welt und habe meine Prinzipien – Straight Edge und meine Tattoos. Ich höre Hardcore und mache Rap.



HARDCORE UND STRAIGHT EDGE

Jugendkulturen sind oft elitäre Abgrenzung, genauso Hardcore und Straight Edge. Was steckt dahinter? Der musikalische Hardcore entwickelte sich Anfang der 80er Jahre aus dem Punk – dessen Ideale wie „No Future“ und „Do it yourself“ waren zur Mode geworden. Hardcore war die direkte Gegenreaktion – musikalisch härter, aggressiver, schneller. Auch äußerlich wandten sich die Protagonisten von der punkigen Sicherheitsnadel und dem Irokesenschnitt ab: Kapuzenpullis, enge Hosen, Turnschuhe, viele sichtbare Tätowierungen und Ohrlöcher weitende „Fleshtunnel“ können spezifische Merkmale sein. Hardcore geht über Musik hinaus und versteht

sich als allumfassende Gegenöffentlichkeit und -kultur. Bewegungen für Tierschutz, gegen Homophobie und Rassismus („Good Night White Pride“) können Teil des Lebensstils sein, genauso Straight Edge. Was frei übersetzt „nüchternen Vorteil“ bedeutet und zunächst nur ein Song der Hardcore-Band Minor Threat war, entwickelte sich zu einer Lebenseinstellung, an die sich aber nicht zwingend alle im Hardcore halten: ein X auf den Handrücken tätowiert (wie ein U18-Stempel in der Disko), kein Alkohol, keine Drogen, nur veganes Essen und selten wechselnde Sexpartner. Ein Zeichen gegen den gängigen Lebensstil der Musikkultur.

FA

Ich trage dicke Ketten und nehme keine Drogen. Natürlich denken Leute, dass ich Aufmerksamkeit will, aber ich liebe das einfach. Und, ja, vielleicht kommt man erst durch mein Äußeres auf meine Musik. Manchmal möchte ich gar nicht so sehr in der Öffentlichkeit stehen, aber die Musik lässt mich meinen Alltag vergessen, weshalb dieser Ausgleich immens wichtig für mich ist. Andere sammeln Briefmarken, ich mache Musik.

Hardcore und Rap – eckt das nicht an? Wird man in der Szene so überhaupt akzeptiert?

Man hat auf beiden Seiten seine Feinde und seine Hörer. Mittlerweile suche ich den Kontakt in die Szene und mache Songs mit bekannteren Rappern, die akzeptieren, dass ich aus dem Hardcore komme und so gar nicht dem Hip-Hop-Klischee entspreche. Ich mache Musik und ich mag dieses Schubladendenken um die Szenezugehörigkeit nicht. Meine Fans kommen eher aus dem Hardcore, weil meine früheren Sachen für Raphörer zu hart waren: Es ging nur um die Bruta-

lität der Texte und nicht um dieses Flow-Ding, auf das viele Rapper stehen.

Und wie sieht das mit der Brutalität im wahren Leben aus?

Ich verzichte auf Gewalt. Ich habe meine Erfahrungen mit Gewalt gemacht und lehne sie ab. Um Gewalt ging es textlich, weil wir provozieren und entertainen wollten. Uns war es immer wichtig, deutlich zu machen, dass wir Gewalt nicht verherrlichen wollen.

Wie ist die Vergangenheit von Straight Edge zu bewerten, die oftmals mit Gewalttätigkeit in Verbindung gebracht wird?

In den Vereinigten Staaten von Amerika wurde Straight Edge von der Polizei als Gang wahrgenommen. Das X auf dem Handrücken bewirkte Vorurteile. Prügelt sich ein Straight Edger mit einem Betrunkenen, dann macht er das meiner Meinung nach aus der Situation heraus; dabei steht nicht Lebensstil gegen Lebensstil. Es hat dann nichts mit Straight Edge zu tun, sondern mit dem Charakter des Menschen.

Welche Grenzerfahrungen gibt es im Alltag?

Manchmal habe ich Tage, an denen ich positiv auf die Leute wirke – für viele bin ich der „nette Tätowierte“. Viele sind einfach neugierig. Negative Erfahrungen sind Momente, in denen man auf das Äußere reduziert und abgewertet wird. Zum Glück habe ich seit kurzem endlich einen guten Job.

Sind Sie ein glücklicher Mensch?

Komplett. Ich habe zwar eine negative Einstellung, weil ich mich in der Welt oft unwohl fühle. Aber mit meiner Lebenseinstellung habe ich alles richtig gemacht. Ich würde mich immer wieder dafür entscheiden.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN
FREDERIKE ARNS UND LENA KLIMKEIT

AUF DER DATENWOLKE

EIN GRUSS DER ZUKUNFT AN DIE GEGENWART

Liebes 2012,

ich weiß, dass du gerade jetzt noch schwer zu kämpfen hast. Musik, Urheberrecht, Industrie und Konsument wollen einfach nicht so recht zusammenwachsen. Viele Bestrebungen sind da, allerdings soll dir eine Lösung der Probleme noch nicht vergönnt sein. Es dauert noch. Irgendwann hat das Warten jedoch ein Ende, und Grenzen werden der Freiheit weichen.

Heute weckte mich Edvard Griegs „Morgenstimmung“ sanft aus meinem Schlaf, und mein Schlafzimmer war in angenehmes Licht getaucht. Was für ein Klischee. Ich habe es allerdings genossen. Das hat übrigens vollautomatisch funktioniert. Wir haben dieses kleine technische Helferlein, das versucht unseren Alltag möglichst entspannt zu gestalten. Elektromagnetische Impulse des Gehirns werden gemessen, Gedanken und Überlegungen gesammelt, Stress erkannt, Verzweiflung oder Freude. Dementsprechend wird reagiert und offeriert.

Das läuft ganz unkompliziert ab. Dieses Morgenprogramm zum Beispiel hat ein 15-jähriges Mädchen kreierte und in die Datenwolke geladen. Diese Information bekomme ich automatisch, ohne suchen zu müssen. Kreative Urheber werden in meiner Zeit geachtet und groß geschrieben. Das Programm war so stimmig zusammengestellt, dass es von anderen Usern für „gut“ befunden wurde; so hat mein Helferlein entschieden, dass die Morgenstimmung, nach dem harten Tag gestern, genau das Richtige für mich ist. Ich weiß, ich weiß, früher hätte man das Gör in Grund und Boden verklagt. Was fällt ihr überhaupt ein, Musik einfach so verfügbar zu machen – damit kann der gute Edvard schließlich keine Miete bezahlen.

In den letzten Jahren haben wir allerdings den Absprung geschafft. Aus reiner Gefälligkeit und erfreut vom schönen Erwachen, schicke ich dem Mädels einige Credits unserer Weltwährung. Das ist ganz simpel. Ich muss mich nicht einloggen, keine Passwörter, keine E-Mail-Adressen oder Kontodaten auf irgendwelchen Internetseiten einhacken wie ihr. Nein. Ich zahle mit einem Gedanken, einer Bewegung, einer Berührung. Dieses coole kleine Gerät, das sich um meinen Tag kümmert, erledigt das alles für mich. Da es so einfach ist und jeder selbst entscheiden kann, kommen für gute Ideen oftmals ganz stattliche Sümmchen zusammen. Kreatives muss belohnt werden, freiwillig. So hat sich unser Weltbild verändert, so ziehen wir unsere Kinder groß.

Durch diese Einfachheit haben wir es geschafft, diese Art der Vergütung für jedermann zugänglich zu machen. Jeder tut es. Also mach ich es auch. Naja, es ist schon so, dass wir auch Pauschalabgaben tätigen. Die dienen dazu, eine Grundversorgung mit Medikamenten aufrechtzuerhalten. Wir empfinden das allerdings als nicht weiter tragisch, und diese Abgabe entfernt sich auch mehr und mehr aus unserer Wahrnehmung.

Durch dieses Modell wird die Kreativwirtschaft am Laufen gehalten. Konsumenten sind Produzenten. Demokratisierung führt zu einem neuen Umgang mit Kultur, Kunst, Musik oder Film. Es herrscht eine unglaubliche Vielfalt in der Wolke, die durch unser Helferlein gefiltert wird.

Und wenn keiner hinschaut, wagen wir uns schon mal manuell auf Mediensafari. Ein bisschen Individualität muss ja auch sein...

Dein 2062

STEPHAN KRAGL

ZWISCHEN DEN SEITEN



„BRÜDER, REICHT DIE HAND ZUM BUNDE“

ERINNERUNGEN AN EIN CHORTREFFEN IN ZEITEN DER DEUTSCH-DEUTSCHEN GRENZE

Holungen und Westerode, zwei kleine Dörfer im beschaulichen Eichsfeld, in das sich die Bundesländer Thüringen, Hessen und Niedersachsen teilen, liegen genau 15,4 Kilometer voneinander entfernt. 21 Minuten mit dem Auto – heute. Vor 24

Die scharf bewachte Grenze erschwerte jedoch nicht nur familiäre Zusammenkünfte. Auch kulturelle Treffen waren nahezu unmöglich und jeglicher musikalischer oder geistiger Austausch verboten. Doch es gab auch immer wieder Menschen, die sich diesen strikten Regelungen widersetzen und sich allen Ängsten und Hindernissen zum Trotz über die Grenze wagten. So zum Beispiel die Mitglieder des Kirchenchors Holungen (Ost) und des Männergesangsvereins Westerode (West), die 1987 ihr erstes Chortreffen planten.

Willi Funke: Als Männer während einer Chorprobe fragte, ob wir an einem Besuch des Holunger Kirchenchores interessiert seien, waren alle sofort Feuer und Flamme. Einige waren noch nie „drüben“ gewesen und viele neugierig, was sie dort wohl erwarten würde. Jeder von uns musste verschiedene Formulare ausfüllen, und plötzlich hatten wir alle Verwandte in Holungen, die wir am 29. März 1987 besuchen wollten.

Borchardt: Ohne ein solches Verwandtschaftsverhältnis wären wir ja nie in den Kreis Worbis gekommen, und es durfte auch nicht auffallen, dass wir alle am selben Tag einreisen wollten. Darum haben wir immer in einem Abstand von vier Wochen die Einreiseanträge gestellt und über ein halbes Jahr mit der Planung verbracht. In der Zeit habe ich immer wieder

Funke: Wir haben jedenfalls fast alle eine Einreisegenehmigung bekommen und durften im Zuge des kleinen Grenzverkehrs, der einen 24-stündigen Aufenthalt im Osten erlaubte, unsere vermeintlichen Verwandten besuchen. Um 7.50 Uhr bestiegen wir mit unseren Frauen den Liniensbus nach Worbis. An der Grenze musste jeder von uns 25 Westmark in Ostmark umtauschen, wir wurden kontrolliert und durften erstaunlich schnell weiterfahren. In Worbis setzten wir unsere Reise in einem Bus der LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) Holungen fort, einem veralteten Modell der Marke „Ikarus“, dessen Fahrgeräusche eine Unterhaltung im Bus fast unmöglich machten.

Gerlach: Wir konnten den MGV Westerode dann pünktlich um 10 Uhr in unserer Kirche begrüßen. Gemeinsam gestalteten wir den Gottesdienst – immer mit der Gewissheit, dass die Stasi auch dabei war. Ihr habt sogar noch Halleluja gesungen, in der Fastenzeit! Das hat unserem Pfarrer gar nicht gefallen. (lacht)

Borchardt: Am Ende haben wir sogar noch ein Lied gemeinsam gesungen, oder?

Funke: Genau! „Brüder, reicht die Hand zum Bunde.“ Wir konnten das ja vorher nicht zusammen proben, nur die Tonart und das Lied hatten wir per Telefon abgesprochen. Wir haben das aber alle erstaunlich gut hinbekommen.

Borchardt: Nach der Messe wurden wir auf die verschiedenen Familien aufgeteilt und haben dort zu Mittag gegessen. Wir wurden von euch mit einer unglaublichen Gastfreundschaft empfangen. Das muss man schon sagen! Ihr hattet alles da, was es bei uns auch gab, nur den echten Bohnenkaffee, den haben wir mitgebracht.

Gerlach: Für uns war das ein tolles Ereignis. Wir haben uns nicht wie bei einem typischen Chortreffen gefühlt, eher wie bei einem großen Familienfest. Nach dem Mittagessen haben wir euch noch ein bisschen Holungen gezeigt und dann alle gemeinsam Kaffee getrunken.



Willi Funke, Hermann Gerlach und Hermann Borchardt

Borchardt: Und wieder gab es Essen! Ein riesiges Kuchenbuffet im Pfarrheim, bei dem fast jeder eine ganze Torte hätte essen können. Auch beim Abendessen wurden Unmengen aufgetischt. Da habt ihr wirklich keine Kosten und Mühen gescheut.

Funke: Wir haben den ganzen Tag gegessen, gesungen und getrunken. Ehe wir uns versahen, war es schon 22 Uhr, und wir mussten sehen, dass wir mit dem LPG-Bus rechtzeitig nach Worbis kamen, sonst hätten wir es nicht mehr pünktlich über die Grenze geschafft.

Gerlach: Der LPG-Bus hat dem Vorhaben jedoch einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht. Der Busfahrer rief uns an, um eine Panne zu melden. Er könne heute Abend keine Personen mehr befördern. Wir hatten ja nun alle auch getrunken und mussten schnell überlegen, wie wir aus dieser Situation herauskommen konnten.

Funke: Alle vertrauenswürdigen Dorfbewohner wurden mobilisiert, und in kürzester Zeit standen acht Trabis vor der Tür, die uns gerade noch rechtzeitig nach Worbis brachten. Dort sind wir in den letzten Linienbus gestiegen und haben ohne weitere Zwischenfälle die Grenze passiert. Die Begeisterung über dieses gelungene Chortreffen hat während der gesamten Rückfahrt angehalten, und wir haben noch Wochen später davon erzählt. Uns war allen klar, dass es nicht bei diesem einen Treffen bleiben sollte.

Gerlach: Wir stellten im Rahmen des deutsch-deutschen Kulturabkommens einen Antrag, um auch einmal den Chor in Westerode besuchen zu können, der zu unserer großen Enttäuschung abgelehnt wurde. Für unseren Chor war es also trotz gegenteiliger Propaganda der DDR unmöglich, über die Grenze zu kommen.

Borchardt: Nur ein Jahr später hat sich unser Chor ein weiteres Mal auf den Weg nach Holungen begeben. Wir wurden mit derselben Herzlichkeit empfangen, die uns schon bei unserem ersten Besuch so begeistert hat. Die Chortreffen haben uns gezeigt, dass die Politik machen kann, was sie will – gegen das Volk, gegen die Masse kommt sie nicht an. Solange das Volk zusammenhält, kann die Regierung solche Begegnungen höchstens erschweren. Verhindern kann sie sie nicht.

✱

Der Kirchenchor Holungen war direkt nach der Grenzeröffnung zu Besuch in Westerode. Es blieb jedoch bei drei Treffen. Eine Erklärung dafür, dass keine weiteren Besuche mehr arrangiert wurden, haben die Männer nicht. Zwischen Hermann Gerlach und Hermann Borchardt besteht jedoch weiterhin eine enge Freundschaft.

AUFGEZEICHNET VON JOHANNA FUNKE



Jahren benötigte ein Westdeutscher zwei Stunden für diesen Weg und musste die Einreise nach Holungen mindestens ein halbes Jahr im Voraus planen. Schuld daran waren nicht nur löchrige Straßen oder PS-schwache Autos. Das Problem war vielmehr eine Mauer aus Stacheldraht, Minenfeldern, Selbstschussanlagen und bewaffneten Soldaten, die Holungen und Westerode auf halber Strecke in Ost- und Westdeutschland unterteilte. Wer diese Mauer von Westen aus überwinden wollte, musste sich auf penible Inspektionen von Fahrzeug, Papieren und Kleidung einstellen. Nicht selten wurden Passanten schikaniert und aus fadenscheinigen Gründen an der Einreise gehindert.

Der damalige Chorleiter des Männergesangsvereins Westerode, Willi Funke, sein Sangesbruder Hermann Borchardt und das Holunger Kirchenchormitglied Hermann Gerlach erzählen dem „Saitensprung“ von einer deutsch-deutschen Freundschaft der besonderen Art.

✱

Hermann Borchardt: Die Idee, ein Chortreffen in Holungen zu veranstalten, hatte mein Cousin Oskar Ertmer während einer Familienfeier im Osten. Er war Organist im Dorf und leitete damals den gemischten Kirchenchor. „Mensch Männer, kommt doch mal 'rüber mit eurem Chor, das wär' doch was!“

mit meinem Cousin im Osten Rücksprache gehalten, der aber kein eigenes Telefon hatte. Ich musste also ständig beim Bürgermeister anrufen, der mich oft nur widerwillig mit meinem Cousin verbunden hat. Man kann sich nicht vorstellen, wie kompliziert das war.

Hermann Gerlach: Die „Horch und Guck“, also die Stasi, die ist ja auch überall dabei gewesen und wusste immer Bescheid. Die haben das Telefon abhören lassen, deswegen musste unser Bürgermeister aufpassen, was er sagte. Wir mussten immer aufpassen, was wir zu wem gesagt haben, wir wussten ja nie, wer jetzt bei der „Horch und Guck“ war und wer nicht.

MUSIKALISCHE GRENZÜBERTRITTE

Musikalische Genres sind fest und beständig. Wo Rock oder Hip-Hop draufsteht, ist auch Rock beziehungsweise Hip-Hop drin. Oder? Es gibt gewisse Ausnahmen, bei denen die Synthese aus meist zwei verschiedenen Genres zu einem Mischprodukt führt – und das nicht erst seit den achtziger Jahren und Bands wie Rage Against the Machine, Faith No More oder Linkin Park. Diesen kreativen Grenzüberschreitungen des „Crossovers“ widmet sich die Rubrik „Fünf Songs“.

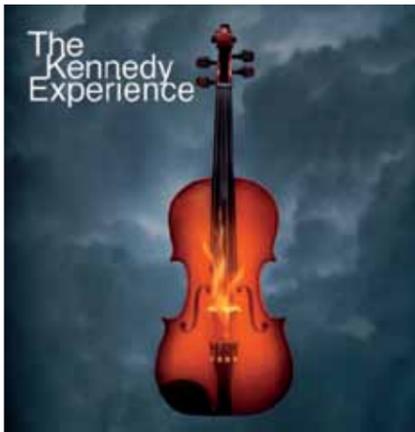
ELVIS PRESLEY FEAT. BIG MAMA THORNTON – HOUND DOG (1956)

Der King of Rock and Roll hörte vor seiner eigenen Karriere die afroamerikanischen Radiosender in den USA und mochte Gospel, Blues und Countrymusik. Dieses breite Interesse an den verschiedensten Genres ließ er in seine eigene Musik einfließen, und er scheute sich nicht, die Musik der Afroamerikaner massentauglich für ein weißes Publikum neu zu interpretieren. Das Original von „Hound Dog“ etwa stammt von Big Mama Thornton, die den Song bereits 1952 im Rhythm-and-Blues-Stil eingesungen hatte. Doch erst Elvis' Version, eine Mischung aus Rock and Roll, Pop und Blues mit gekürztem Text, eroberte die Charts. Außergewöhnlich war, dass seine Variante des Songs in den drei amerikanischen Chart-Rubriken Pop, Rhythm-and-Blues und Country-Western auf Platz eins gelangte. Da Crossover im Musikgeschäft auch ein Musikstück bezeichnet, das auf mehreren Märkten und in mehreren Charts gleichzeitig kommerziell erfolgreich sein kann, gilt Elvis' „Hound Dog“ als eines der ersten Crossover-Stücke.

Der Song ebnete den Weg für weitere kommerzielle Neuauflagen von bereits vorhandenen Rhythm-and-Blues-Titeln.

NIGEL KENNEDY FEAT. JIMI HENDRIX – THIRD STONE FROM THE SUN (1999)

Von der Sonne aus betrachtet, ist die Erde der dritte Planet. Sie aber einfach beim Namen zu nennen, wäre weit aus weniger kryptisch, weniger „Lost In Space“ gewesen, und so betitelte Jimi Hendrix einen Song für sein 1967er Album „Are You Experienced“ eben „Third Stone from the Sun“. Und der passt thematisch gleich doppelt in unsere Rubrik „Fünf Songs“: Weil das Original Elemente



aus Rock und Jazz vereint, gilt es ohnehin schon als eine der frühen Crossover-Antiquitäten. Dass nun gut 20 Jahre später Provokateur und Genre-Anarch Nigel Kennedy mit seiner Geige kommt und dem Ganzen noch einen gehörigen Anteil Klassik in die Bestandteile mischt, macht den Song aber erst recht zu einem Musterbeispiel für außergewöhnliche Musikfusionen. Auf die ursprünglich von Hendrix und seinem Manager eingesprochene Alien-Konversation verzichtet Kennedy, setzt mehrere Blas- und Saiteninstrumente ein, verdoppelt die Länge außerdem auf etwa 15 Minuten und füllt diese mit einer überbrodelnd-energetischen Klangdichte. Fünf weitere Hendrix-Interpretationen finden sich auf „The Kennedy Experi-

ence“, einem Album, das mehr ist als musikalisches Recycling und eine gelungene Hommage an Jimis erfolgreichste Band.



RUN DMC FEAT. AEROSMITH – WALK THIS WAY (1986)

Bands wie Linkin Park oder Limp Bizkit machten sich das Crossover-Genre „Rap Rock“ in den letzten 15 Jahren zu eigen und räumten damit einen Musikpreis nach dem anderen ab. Dieser Stil fand seinen Ursprung bereits im Jahre 1986 in Queens/NY. Die drei Jungs der Rap-Kombo Run DMC starteten dort gerade so richtig durch, als sie die beste Entscheidung ihrer Karriere trafen: Sie sampelten die eingängigen Gitarrenriffs des Aerosmith-Songs „Walk this Way“, fügten typische Rap-Elemente hinzu und ließen Sänger Steven Tyler den Chorus schreiben. Aerosmith war mit der ursprünglichen Version von „Walk this Way“ 1975 ein Top-10-Hit in den achtziger Jahren gelungen. Nach diversen Aufenthalten in Drogenkliniken hatten sie allerdings Probleme, an den früheren Erfolg anzuknüpfen. Der erneute Durchbruch gelang jedoch, als Run DMC elf Jahre später mit ihrer Version des Songs auf Platz fünf der Billboard-Charts landeten. Die Gruppe kapultierte sich damit nicht nur in die Liga der erfolgreichsten Rap-Musiker, sondern ebnete den Weg für eine Vielzahl erfolgreicher Rap-Rock-Musiker der folgenden Jahrzehnte.

P. DIDDY FEAT. JIMMY PAGE – COME WITH ME (1998)

Dieser Titel, der als Single zum Soundtrack von Roland Emmerichs Film „Godzilla“ (1998) veröffentlicht wurde, enthält als Grundelement das progressive Gitarrenriff von Led Zeppelins Gitarristen Jimmy Page aus dem Song „Kashmir“. Der Song erschien erstmals 1975 auf dem sechsten Studioalbum „Physical Graffiti“ von Led Zeppelin, das ihr letzter großer Coup war. Rapper und Produzent Puff Daddy, auch P. Diddy genannt, durfte das charakteristische Gitarrenriff für



seinen Song benutzen, und Jimmy Page ist außerdem im dazugehörigen Musikvideo persönlich zu sehen. Der leicht größenwahnsinnige Rapper, Modedesigner, Produzent und Schauspieler P. Diddy ist ein Meister darin, Songs zu sampeln und zu remixen. Dass er ein Faible für unterschiedliche Musikgenres hat und als Fachmann im Überschreiten von (nicht nur) musikalischen Grenzen gilt, prädestiniert ihn geradezu für einen Crossover Song. „Ich bin nicht nur mit Run D.M.C aufgewachsen, sondern auch mit Led Zeppelin“, sagt er über seine musikalische Entwicklung. Da liegt es nicht fern, sich bei den Werken der favorisierten Band zu bedienen, um einen neuen Song daraus zu basteln.

BUSHIDO UND SIDO FEAT. PETER MAFFAY – ERWACHSEN SEIN (2011)

Ihre jüngste Wiedervereinigung feierten Ende vergangenen Jahres die Bösen Rap-Buben Bushido und Sido, indem sie gemeinsam ein Album aufnahmen und

unter dem Titel „23“ veröffentlichten. Nachdem die beiden sich über zehn Jahre aus vollem Herzen gehasst und immer wieder gegenseitig in ihren Songs „gedisst“ hatten, wurde das Kriegsbeil jetzt begraben. Doch das schien den beiden Draufgängern nicht genug zu sein, und so holten sie sich den rumänischen Bardens mitsamt seinem „Tabaluga“-Song ins Boot. „Erwachsen sein“ überschreitet die Grenzen zwischen Schlager und Hip-Hop und wird durch die lieblichen Gitarrentöne zu einer poppigen Mid-Tempo-Nummer. Obwohl Peter Maffay Bushido beim Bambi 2011 den Preis für Integration überreicht hatte, zog er sich mittlerweile von dem Projekt zurück. Die Single und ein dazugehöriges Video mit allen dreien bleiben der Musikgeschichte trotzdem erhalten. Ganz neu ist die Crossover-Idee mit der Verknüpfung von Hip-Hop und Schlager aber nicht. Rapper Bushido ist in dieser Hinsicht sogar ein Wiederholungstä-

ter: Bereits 2009 hatte er zusammen mit Karel Gott den Alphaville-Song „Forever



Young“ ins Deutsche übertragen, und mit „Für immer jung“ traten die beiden sogar gemeinsam bei The Dome auf.

JOSEPHINE HARTMANN/ANNE KLEINFELD/
SAMIRA LEITMANNSTETTER



Armin Werner
seit 1955

MUSIKINSTRUMENTE & MEISTERWERKSTATT

Peiner Str. 27 - 30519 Hannover - Tel.: 0511 831014
www.werner-musikinstrumente.de

Öffnungszeiten: Montag - Freitag 09.00 - 18.00 Uhr
Samstag 09.00 - 13.00 Uhr

COOLER ALS TAGEBUCH

DAS BERLINER PROJEKT „STREET EMBASSY“ BEGREIFT INTERNATIONALE BEGEGNUNGEN JUNGER RAPPER ALS TEIL PRAKTISCHER SOZIALARBEIT



Gewalt, Drogen und Sexismus – das sind Assoziationen, die vielen Menschen zum Hip-Hop als Erstes in den Sinn kommen. Nur wenige wissen, dass die Hip-Hop-Kultur für diese Probleme ursprünglich einen Ausweg aufzeigte, als sie in der New Yorker Bronx in den 70er Jahren entstand. Durch ihre vier künstlerischen Dimensionen – Rap, DJing, Breakdance und Graffiti – soll negative Energie in kre-

ativen, positiven Ausdruck umgewandelt werden. Der Berliner Verein „Witness“ greift dieses Ziel auf und führt deutsche und französische Jugendliche mit seinem Projekt „Street Embassy“ in Hip-Hop-Workshops zusammen.

Zehn Berliner Jugendliche reisten im Oktober 2011 zum ersten Mal nach Paris, um sich dort mit Gleichgesinnten

über Hip-Hop auszutauschen. Sie hatten Glück: „Man kann nie alle mitnehmen, die Bock haben. Letztlich dürfen die mit, die sich besonders engagieren, die sonst nicht die Möglichkeit zu einer solchen Reise haben und gut in die Gruppe passen“, so Joe Bliese, Straßensozialarbeiter und Vorsitzender von „Witness Berlin“. Die teilnehmenden Jugendlichen haben deutsche, türkische, arabische oder

vietnamesische Wurzeln. „Das Schöne ist, dass das im Hip-Hop keine große Rolle spielt“, sagt Bliese, der selbst Rapper ist. Man definiere sich nicht über Herkunft, Religion oder seine Vergangenheit, sondern über das, was man im Hier und Jetzt könne und liebe. „Da ist nicht nur der Austausch mit den Franzosen wichtig, sondern auch der interne Austausch zwischen Weddingern und Marzahnern.“ Man ist also nicht nur „real“, wenn man aus der Bronx kommt – Hip-Hop ist mittlerweile eine globale Kultur ohne Grenzen, die jeder gestalten kann.

Die meisten Projektteilnehmer stammen aus sozialen Brennpunkten und sind teilweise schon mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Das kann auch die Hip-Hop-Kultur nicht „heilen“. „Der Begriff von der ‚schiefen Bahn‘ ist zu hart“, sagt Bliese. „Natürlich haben einige Faxen gemacht, aber das machen Jugendliche nun mal. Trotzdem hilft Hip-Hop, sich mit der eigenen Lebenssituation auseinanderzusetzen, Probleme anzusprechen und zu bewältigen. Man redet sich im Rap alles von der Seele.“ Selbsttherapie durch Hip-Hop also.

In Paris machten die Teilnehmer Workshops über die Geschichte von Hip-Hop, besuchten Stadtviertel, hatten eigene Auftritte und Studioaufnahmen und trafen Künstler. Alles wurde authentisch von Einheimischen vermittelt: „Normalerweise hat man als Besucher nicht die Chance, hinter die Kulissen zu blicken. Wir aber waren in den Banlieues und haben mit Leuten von dort über Polizeigewalt und soziale Ausgrenzung diskutiert. Genau das ist Hip-Hop: Der ehrliche Austausch zwischen Menschen über Grenzen hinweg.“ Die Subkultur weckt auf diese Weise also auch ein gesamt-kulturelles, soziales und politisches Interesse.

Obwohl die deutschen und französischen Jugendlichen Nachbarn sind, wissen sie kaum etwas voneinander. Dabei teilen sie ähnliche Erfahrungen von Ausgrenzung, Gewalt, Orientierungslosigkeit und natürlich ihrer gemeinsame Leidenschaft. Wenn sie dann feststellen, dass

sie gar nicht so unterschiedlich sind, setzen sie sich auf einmal über sprachliche und geografische Grenzen hinweg und verstehen sich auf der Ebene des Hip-Hop, weiß Bliese: „Es wird eben gerappt, getanzt und gesprayed. Es geht natürlich auch darum, Horizonte zu erweitern. Zu sagen: Das ist alles nicht so weit weg. Anderthalb Stunden Flug, und du bist da. Wenn man sonst kaum aus seiner Stadt oder seinem Viertel herauskommt, ist das eine große Erkenntnis. Nach dem Projekt sind die Kids über Facebook verbunden und schicken sich Beats. Das ist der faszinierende Beweis für die Universalität von Hip-Hop.“

ENTSCHEIDEND IST DIE KRAFT HINTER DEN WORTEN

Markus Gram alias LMNZ („Elements“ ausgesprochen, Anm. d. Red.) nahm an der „Street Embassy“ teil. Er ist 26, kommt aus Berlin-Neukölln und ist selbstständiger Hip-Hop-Künstler. Eines seiner Projekte ist das Album „Worldwide Rap“, auf dem er 76 Hip-Hop-Künstler in 29 Sprachen vereint. Durch sein Album ist Markus Experte auf dem Gebiet von Grenzen(losigkeit) und Musik. Für ihn war beim Projekt keine Sprachbarriere vorhanden: „Viele von uns konnten kein Französisch, aber Rap wird auch ohne Sprachverständnis gefühlt. Entscheidend sind die Emotion, die Kraft hinter den Worten, die Stimme, die Körpersprache und der Ausdruck. Wenn das alles stimmt, fragt man natürlich nach, worüber da eigentlich gerappt wird.“

Am meisten beeindruckt ist LMNZ von der respekt- und vertrauensvollen Gruppendynamik, die sich in kürzester Zeit entwickelte: „Wenn Joe etwas gesagt hat, war das Gesetz. Alle schauen zu ihm auf, weil er selbst Rapper ist.“ Noch dazu sei Rap eben cooler, als Tagebuch oder ein Gedicht zu schreiben. Nach und nach seien die Leute dann aufgetaut und hätten ihre Sachen einfach vorgetragen. „Ich habe selten so viel gerappt wie in dieser Woche. Zum Schluss war das ganz normal, viele von uns haben eine krasse Entwicklung vollzogen.“

Die schönste Erinnerung hat LMNZ an eine Situation in der Pariser Métro: „Da hat so ein Straßenmusiker gespielt. Der Jüngste von uns hat sich auf einmal einfach zu ihm hingestellt und ‚gefreesht‘ (improvisierter Rap, Anm. d. Red.). Normalerweise stottert er ein wenig beim Sprechen, beim Rappen legt er das aber völlig ab. Die Leute in der U-Bahn sind abgegangen, aufgestanden und haben applaudiert. Im Hip-Hop wächst man eben manchmal über seine Grenzen hinaus.“

FREDERIKE ARNS

Mehr Informationen zur „Street Embassy“:
www.witness-berlin.de
 Und zu LMNZ:
www.worldwide-rap.com

STREET EMBASSY

„Street Embassy“ ist ein von „Witness Berlin“ ins Leben gerufenes Austauschprojekt zwischen Berlin und Paris, das Jugendarbeit mit dem Medium Hip-Hop gestaltet. Der Verein will sozial benachteiligte junge Hip-Hop-Künstler fördern und die Öffentlichkeit über deren Kultur aufklären. Finanziert wird „Street Embassy“ durch Fördergelder des „Städtebundes Berlin-Paris“ und des deutsch-französischen Jugendwerkes. Die Projekte sollen regelmäßig stattfinden und künftig auch auf andere Länder erweitert werden. Nachbereitet wird das Projekt durch eine Fotoausstellung der Fotografin Fungifung und einem Dokumentarfilm von CitéNoir.

FA

EIN KONZERT SAGT MEHR ALS VIELE WORTE

Der Schlagzeuger Martin Grubinger ließ sich nicht interviewen, doch sein Konzertabend sprach Bände: Der Mann mag's österreichisch und klamaukig



Agentin großzügig, Interviewfragen per E-Mail schicken – an sie, versteht sich. Nach zwei Tagen kommt ihre Absage mit der Begründung: „Er war krank und ist jetzt die Wochen komplett ausgebucht.“ Auf weitere Nachfrage wird klar: Hier geht es nicht um ein Zeitproblem, sondern um ein inhaltliches Problem. Einige Fragen seien „kompromittierend“, schreibt die Agentin. Dass sich das auf die Fragen zur körperlichen Belastbarkeit bezieht, ist leicht zu erraten, denn es ist und bleibt schwer vorstellbar, wie es ein Musiker schafft, 13 Stunden täglich zu üben und zu trainieren.

Aber es bleibt ja noch die Möglichkeit, den Hochleistungskünstler bei seinen

Auftritten zu beobachten. Denn zu einem Konzert zwischen all den Trainingsprogrammen findet er gelegentlich schon noch Zeit. Also auf in den Kuppelsaal im Hannover Congress Centrum.

Überraschung: Der Saal mit über 700 Plätzen ist zu 80 Prozent gefüllt, trotz eines auffallend unpopulären Programms: ein verhackstückter Mozart, ein verhackstückter Schubert, drei zeitgenössische Werke und Volksmusik zum Schluss. Dem konservativen Konzertpublikum dreht sich der Magen um. Das Publikum im HCC ist allerdings erstaunlich jung, sogar viele Kinder, Familien, aber auch ältere Besucher, die einfach mal den großen Grubinger sehen wollten, solange ihn die Vermarktungsmaschinerie seiner Plattenfirma noch nicht komplett durch den Fleischwolf gedreht hat.

Doch zurück zum Programm: Das verbindende Element ist Österreich. Nur österreichische Komponisten haben sich die Musiker unter der Leitung von Ariel Zuckermann vorgenommen und präsentieren diese in unterschiedlichsten Besetzungen. Der Mozart nennt sich „Eine kleine Nachtschwärmerie“ und ist ein Pasticcio mit Bekanntem und Unbekanntem in fünf Sätzen. Martin Grubinger spielt natürlich mit, denn das Werk ist extra so zusammengestellt und arrangiert worden, dass der Star auch beschäftigt ist. Das erste zeitgenössische Werk von Rolf Wallin ist ebenfalls eine Hommage an Mozart in sechs kurzen Sätzen, die jeweils eine Lebensstation des großen Salzburgers abbilden. Für den zweiten Satz „Mon très cher père“ (so sprach Mozart seinen Vater Leopold in Briefen an) musste sich Grubinger eine spezielle Zwölf-Schlegel-Kombination anfertigen lassen. Ein beeindrucktes „Oooh“ aus dem Publikum. Nach der ersten Pause – es sollte noch eine zweite folgen – ging es mit einer belanglosen Schubert-Zitatesammlung weiter.

Dann endlich eines der legendären Grubinger-Konzerte, genauer gesagt das Marimbaphon-Konzert von Bruno Hartl, dessentwegen alle Nachwuchsschlagzeu-

ger zum Konzert gekommen sind, auch wenn sie mittlerweile schon in den Seilen hängen. Hartl, Solopauker der Wiener Philharmoniker, hat das Werk Grubinger auf den Leib komponiert. Bevor es losgeht, steigt eine Talkum-Wolke über dem Kopf des Solisten auf. Man muss dem Handschweiß schließlich vorbeugen. Mit ganzem Körpereinsatz bearbeitet Grubinger dann das Marimbaphon, während vielfach geteilte Streicher auf ihre Instrumente klopfen, über dem Steg streichen, Zaubertöne fabrizieren. Das ist alles sehr beeindruckend, doch nachhaltig ist auch dieser Eindruck nicht, denn das Stück ist mit seinem Taktwechsel-Scherzo und seinen Star-Wars-Anklängen eher ein Fall für den Musikanalytiker als für den Genusshörer. Und auch Grubingers anstrengendes Dauergrinsen wirkt aufgesetzt, unecht. Wie gerne hätte man gewusst, wie er sich in einer normalen Lebenssituation gibt, um herauszufinden, wer Martin Grubinger wirklich ist. Ein Weltstar? Oder doch nur eine PR-Erscheinung, die sich von der Agentin vorschreiben lässt, mit wem Interviews geführt werden und mit wem nicht? Wir werden es nicht erfahren.



Dann („Wir bauen nur schnell zehn Minuten um!“) kommt das eigentliche Werk des Abends. „Frankenstein!“ heißt es, und die beiden Ausrufezeichen haben es in sich. Dieses „Pandämonium“ des großen Heinz Karl (HK) Gruber ist äußerst erfolgreich, der zugehörige Text nach Kinderreimen von H. C. Artmann („Es tanzt ein Mi-Ma-Monsterchen“ und ähnlich Gruseliges) wurde bereits in 35 Sprachen übersetzt. Jetzt schlägt die Stunde des großen Marcus Thill, der den Part des Chansonniers übernimmt. Der Schauspieler outet sich als Multiinstrumentalist und begeistert an Spielzeugsaxofon,

» EIN WELTSTAR? ODER NUR EINE PR-ERSCHEINUNG? WIR WERDEN ES NIE ERFAHREN! «

Vogelpfeifen und im Melodika-Duett mit Grubinger. Thill gibt genau den „singenden, flüsternden, pfeifenden, keifenden und kreischenden Hexenmeister“, den HK Gruber dafür vorschreibt. Das Publikum lacht aber nicht nur über ihn, sondern auch über den Pauker, der un-

unterbrochen Papiertüten aufbläst und zerplatzen lässt, die Trompeter, die auf Spielzeugtröten spielen, und die Holzbläser, die Plastikrohre zum Klingeln bringen. Am witzigsten ist sicherlich der Einfall, Orchestermusiker mit bunten, circa 60 Zentimeter langen Wedeln in der Hand aufstehen zu lassen, wobei sie die Wedel über ihrem Kopf schwingen. Nur Grubinger steht nicht mehr im Rampenlicht.

„Frankenstein!“ wäre eigentlich der ideale Rausschmeißer gewesen, aber wenn man das Motto „Im Zentrum: Österreich“ bedienen will, dann muss zum Schluss schon noch Volksmusik auf dem Programm stehen. Es jodeln also Martin Grubinger and Friends. Danach wird klamaukig auf den Boden getrommelt (sehr schnell! Und rhythmisch!) und noch mit einer Kontrabassistin ein Querblockflöten-Duett zum Besten gegeben. Als Zugabe ein Abendlied mit Jodelementen. Und dann nichts wie weg. Die Grenze ist längst erreicht.

ULRIKE EBERLE

WEG OHNE ENDE

Ingmar Kikat eröffnete 2006 eine Trommelschule in Hamburg. Er lehrt das traditionelle japanische Trommeln Taiko und überschreitet damit nicht nur kulturelle Grenzen: Kikat interpretiert den Taiko auf seine Weise und lässt sich dabei von westlich-geprägten (musikalischen) Erfahrungen inspirieren. Dabei führt er seine Schüler in Deutschland an eine Musik heran, die er aufgrund der Integration von Klang, Bewegung, Körper und Geist als Lebensphilosophie beschreibt.



Die Bachis in meinen Händen riechen holzig. Meine Finger umklammern die Stöcke fest, als mir wieder einfällt, dass man davon Blasen bekommt. Den Griff gelöst, wippen die Enden der Hölzer bei jedem Schlag in meiner Handinnenseite geschmeidig hinauf und hinunter. Ich blicke nach rechts auf die Trommel meines Nebenmannes und versuche, im Rhythmus zu bleiben. Einem kräftigen Schlag auf das Fell meiner Okedo-Daiko, die einen Fuß breit vor mir steht, folgt ein kurzer – links, rechts, links. Die zylindrische Trommel federt in ihrer Seilspannung, ich

höre ihren dunklen, voluminösen Klang. Und schon bin ich raus. Meine Arme fließen nicht in der Bewegung, wie Ingmar Kikat, Leiter der Band „Taikoon“ aus Hamburg, und sein Bruder Daniel sie vormachen. Sie stehen in der Mitte eines Seminarraumes der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover, um sie herum zwei Dutzend Studenten an kleinen und großen japanischen Trommeln.

Saitensprung: Wie kommt ein Deutscher dazu, japanisch zu trommeln?

Ingmar Kikat: Über Umwege. Mit zehn Jahren habe ich angefangen, Schlagzeug zu spielen. 1998 hatte ich die Möglichkeit, mit einem Jugendschlagzeugensemble nach Japan zu reisen. Das fremde Land, die komplett andere Kultur und ihre Menschen haben mich total fasziniert. In einem kleinen Dorf im Süden Japans spielten wir ein Konzert mit einer lokalen Taiko-Gruppe. Nachdem ich später ein paar Semester Japanologie studiert hatte, bin ich eineinhalb Jahre nach Tokio gegangen, wo ich mich an einer Taiko-Schule, dem Tawoo Dojo, intensiv mit Taiko beschäftigte. Zurück in Deutschland gründete ich 2006 den Kion Dojo, meine eigene Taiko-Schule in Hamburg. 2008 bildete sich „Taikoon“.

Was ist so faszinierend am Taiko?

Taiko ist ein sehr universelles Instrument. Praktisch kann jeder, der zwei Stöcke in die Hand nehmen kann, einen einfachen Rhythmus darauf spielen. Im Taiko können sich in menschlicher und musikalischer Hinsicht neue Möglichkeiten eröffnen, je nachdem, wie man es spielt und interpretiert. Taiko ist also mehr als nur ein Instrument im westlichen Sinne: Für mich ist es eine Lebenseinstellung, teilweise auch eine Philosophie.

Was macht Taiko zur Lebensphilosophie?

Beim Taiko geht es darum, ständig an sich zu arbeiten und eine gewisse Bescheidenheit beim Trommeln zu entwickeln. Stellt man sich das Bild eines Weges vor, schafft der Lehrer durch seine

Anleitung einen Rahmen, in dem man seinen eigenen Weg finden kann. Ein „Ende“ gibt es bei diesem Weg nicht. Deshalb macht man an den Taiko-Schulen in Tokio auch keinen Abschluss im westlichen Sinne – wie an einer Musikhochschule zum Beispiel. Sowohl Lehrer als auch Schüler entwickeln sich immer weiter.

Während Daniel und Ingmar mit dem linken Arm den Bachi auf die Trommel zu bewegen, führen sie mit dem anderen eine große fließende Bewegung nach oben aus, die sogleich in einen Schlag auf die Felle mündet. Sie formen fast tänzerisch Wellen mit den Armen, strecken sie bis über den Kopf, sodass die obere Spitze des Bachi in eine Linie mit dem Arm übergeht, bevor der Stock kippt und in einer rückläufigen Armbewegung schnell in Richtung Trommel bewegt wird. Die Trommelrhythmen überlagern sich, schnelle Schläge folgen langsameren, sanften. Ein hölzernes Klackern erklingt, als Daniel mit den Bachis auf den Trommelkanten spielt.

Welche Kraft bringt die Trommeln zum Klingen?

Wir versuchen, Naturprinzipien nachzuahmen. Zum Beispiel eine Welle: Energie hat einen Anfang und setzt sich in einer Form fort. Weil Wasser sehr flexibel und beweglich ist, kann es sich frei entfalten und fließen. Dieses Prinzip versuchen wir technisch in einer Wellenbewegung der Arme und mit dem ganzen Körper umzusetzen. Dabei geht es nicht nur um den schönen Klang, sondern darum, zu spüren, wie sich die Energie durch den ganzen Körper fortbewegen kann. Dass es sich gut anfühlt, sich in Verbindung mit Rhythmus und Musik zu bewegen und die Trommel nicht zu schlagen, sondern zu spielen.

Die Wellenbewegung hat ja auch was Choreographisches an sich.

Die Bewegung ist elementar mit dem Trommeln und dem akustischen Feedback verbunden. Für mich war diese Einheit aus Körper, Rhythmus, Musik und

Bewegung am Anfang eine ganz neue Entdeckung – und da befinde ich mich eigentlich noch ganz am Anfang –, denn wie ich mich bewege, so klingt es auch. Einige Taiko-Gruppen achten mehr auf die optische Präsenz als wir. Uns kommt es auf eine relativ freie und wenig perfekte Bewegung an. Wir wollen auch dieses spontane Element beibehalten und keine durchinszenierte Show abliefern.

Einigen Studenten gelingt es sofort, die Arme gleichmäßig über den Kopf zu heben und die Bewegung in den Ablauf zu integrieren. Den Rhythmus zu erinnern, ihn sauber zu spielen und gleichzeitig Armbewegung, Trommel und Takt zu koordinieren, fällt mir erst leichter, nachdem wir den Ablauf immer wieder spielen: Einem kräftigen Schlag folgt wieder ein kurzer – links, rechts, links.

Wieso ist die Wiederholung im Taiko so wichtig?

Weil es in erster Linie nicht um musikalische Variation geht. Indem man einen bestimmten Rhythmus über ein, zwei oder drei Stunden spielt, kann eine ganzheitliche Betrachtung eines rhythmischen Elements erfolgen. In einer Art Innensicht versucht man zu ergründen, wie sich das Trommeln anfühlt, und probiert, auf technische Feinheiten einzugehen.

Wird das nicht langweilig?

Am Anfang schweifen die Gedanken ab, wie wenn man meditiert und versucht, an nichts zu denken. Ich habe dabei festgestellt, dass sich Musik und Rhythmus in einer anderen Art in mir verfestigen als beim Spielen nach Noten. Sie werden eins mit mir. Am Ende arrangieren wir diese Loops aber auch zu einem abwechslungsreicheren Stück, damit sie auch für unsere Konzerte interessant werden.

Fällt es den deutschen Schülern schwer, die japanische Art des Lernens und Spielens von Musik zu verstehen?

Ich stelle oft fest, dass sie nicht daran gewöhnt sind, ohne Noten zu üben und

auswendig zu lernen. In der japanischen Bildung und Kultur ist dieses Prinzip stärker verankert, das fängt bei den Schriftzeichen an: Ohne sie auswendig zu lernen, kann man nicht einmal eine Zeitung lesen.

Aufgeteilt in zwei Gruppen – die eine spielt die großen Okedo-Daikos, die andere die kleinen Shime-Daikos – studieren wir jeweils verschiedene Rhythmen ein, um schließlich die einzelnen, wiederholt geübten Abschnitte des Stücks zusammenzusetzen. Die Rhythmen verschmelzen miteinander, wobei sich der hellere, präzise Klang der Shime-Daiko deutlich von dem fülligen, wummernden der Okedo-Daiko abhebt.

Wie wichtig sind Gegensätze im Taiko?

Beim Trommeln ist es generell wichtig, mit dem Gegensatz von lauten und ruhigen Momenten zu spielen, sonst wird es für den Zuhörer anstrengend. So kann ein Spannungsbogen erzeugt werden, der Musik für mich so spannend macht. Baut man gezielt Akzente und Dynamikwechsel ein, werden die Stücke automatisch grooviger – das unterscheidet unseren Stil von dem anderer Taiko-Gruppen. Gegensätze finden sich aber auch in den Eigenheiten der Bandmitglieder, die wir in die Musik integrieren. So hat manch einer eher die männliche, kräftige Art zu spielen, andere sind naturgegeben weiblicher, nicht so laut und weicher in den Bewegungen.

Obwohl wir immer wieder dieselben Rhythmen hintereinander spielen, entwickelt sich eine Gruppendynamik, die sich auf das Stück zu übertragen scheint. Die Kontraste zwischen lauten und leisen Stellen werden deutlicher; ich merke, wie ich an einigen Stellen im Takt mitgehe und gar nicht mehr darüber nachdenke, wie ich die Abfolge zu spielen habe. Einem kräftigen Schlag auf das Fell meiner Okedo-Daiko folgt ein kurzer – links, rechts, links. Der Weg geht immer weiter.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE LENA KLIMKEIT

VERWURZELUNG IM BIOTOP

AUCH IN DER WELT DES POP IST KÜNSTLERISCHE ORIGINALITÄT NOCH MÖGLICH

Einfall in der Bahn, Niederschreiben zu Hause an der Klaviatur, Zusammenknüllen auf dem Weg zur Kaffeemaschine... So geht das die ganze Zeit. Wer gute, innovative Popmusik schreiben will und gleichzeitig den täglichen medialen Musiksumpf durchschreitet, dessen Papierkorb füllt sich schneller, als neue Ideen sprießen. Alles schon da gewesen? Nichts Neues mehr? Dieser Eindruck könnte entstehen, schaut man sich die bestehende Masse an Popmusiktiteln an. Doch wie kommen junge Musiker vom Einheitsbrei zu individuellen Ansätzen? Zwei Dozenten des Popinstituts der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover versuchen, ungeachtet aller Casting-Klone, zwischen den Noten zu lesen.

Eigentlich sollte es ein Streitgespräch zweier Musikdozenten zum Thema Kreativität im Pop werden – Visionär contra Traditionalist beispielsweise. Nun aber sitzen Peter Weihe und Kristof Hinz entspannt am ausladenden weißen Tisch und plaudern darüber, wie man in ihrem Metier – den künstlerischen Ausdrucksformen der Popmusik – Neues schaffen kann und Kreativität und Originalität unter einen Hut bekommt. Weihe streift durch seinen weißen Haarschopf. Als Studiogitarrist, Produzent, Komponist und Arrangeur spricht aus ihm die Erfahrung von mehr als 1000 Musikproduktionen. Den Hamburger Kontaktstudiengang Populärmusik hat er vor 30 Jahren maßgeblich aufgebaut. Die Förderung junger, ambitionierter Musiker ist ihm daher besonders vertraut – auch das

Nachdenken darüber, was gute Popmusik ausmacht. Sein Gegenüber Kristof Hinz, selbst Absolvent des Populärmusikstudiums in Hamburg, hat als Drummer, Produzent und Coach wie durch europaweite Tourneen, Gigs und Studioarbeit das nötige Fingerspitzengefühl in Sachen Songwriting. Zusammen mit Weihe betreut der ruhig agierende Hinz die Studiengänge „Popular Music“ und „Jazz/Rock/Pop“ an der Musikhochschule Hannover.

„Zuerst einmal muss man wissen, ob man aus eigenem Antrieb etwas schreiben will oder eher die Schiene ‚Auftragskomponist‘ fährt“, stellt Peter Weihe zu Beginn des Gesprächs klar. Natürlich müsse sich ein Song verkaufen. Es komme nur darauf an, dass dieser Gedanke während des Komponierens nicht alles überlagere. Der Idealfall: Marktorientierung und intrinsische Motivation stimmen größtenteils überein. Zumindest sollte ein ernsthaft agierender Künstler das Gleichgewicht zwischen beiden Polen herstellen können. Die Musiker nicken: Beide Ansätze haben ihre Berechtigung und können nebeneinander existieren. Aber wie kann sich „Originalität“ im Pop heutzutage noch entfalten, wenn die Hörer im Dudel-funk tagaus tagein mit dem „besten Mix von heute“ benebelt werden?

Weihe versucht, die Frage zu beantworten: „Es gibt freche Leute, die tatsächlich etwas Neues riskieren.“ Aber im Grunde seien es noch zu wenige, die sich wirklich trauen. Nimmt man Britney Spears' „Toxic“ – eigentlich ein Paradebeispiel für Mainstream –, so fällt einem das charakteristische, indisch anmutende Anfangsmotiv als sicheres Erkennungszeichen auf. Obwohl es äußerst kurz und plakativ erscheint, ist es ein wichtiges Kriterium, das diesen Song berühmt gemacht hat, auch wenn der Song selbst eher gewöhnlich daherkommt. Auch Stevie Wonder hat sich getraut. Sei-

ne Songs leben gerade durch harmonisch komplexe Gebilde und sind damit zu Welthits gereift. Keiner beschwert sich ja darüber, wenn es mal über die Grundtonarten hinausgeht – solange das Gesamtkonzept stimmt. Hier zeigt sich: Es muss nicht, kann aber die ausgefeilte Komposition sein, mit der man punktet und etwas künstlerisch Einprägsames schafft.

Aber sind die Töne nicht irgendwann mal aufgebraucht? Weihe lacht und erklärt, dass es mathematisch gesehen unendlich viele Kombinationsmöglichkeiten gebe, die über unsere Vorstellungswelt hinausgehen. Nur komisch, dass wir aus dieser Vielfalt nicht mehr schöpfen und uns akustisch in relativ engen Bahnen bewegen, dass viele Songs sich trotz der enormen digitalen Möglichkeiten gleichen. „Säßen Bach oder Strawinsky mit ihrer musikalischen Komplexität und Vorstellungswelt vor einer Audiosoftware, hätten sie ihre wahre Freude gehabt. Nicht auszudenken, was sie dann noch alles komponiert hätten“, sagt Peter Weihe und entwirft beinahe visionär eine starke Szenerie, deren Klangergebnis er gern erfahren würde.

„Es gibt nicht die Erfolgsformel, höchstens Anhaltspunkte“, greift Kristof Hinz die Vorlage Weihe auf und fügt hinzu: „Wer zu sklavisch auf allen Ebenen sämtliche theoretische Regeln befolgen will, wird auf Dauer nicht erfolgreich sein.“ Und Weihe deutet prompt mit seinen Handflächen an: „Der Grat zwischen ‚unheimlich gut‘ und ‚unheimlich daneben‘ ist sehr schmal.“ Auch wenn es ums Texten geht. „Ich liebe dich“ kann die totale Kitsch-Plattitüde oder aber die klarste und ehrlichste Aussage überhaupt sein. Oft ist es ein Abwägen zwischen Intuition und Rationalität – genau das macht die Kunst in der Popmusik so spannend. Weihe und Hinz nennen es auch „Verwurzelung im Biotop“. Wichtig sei insbeson-

dere „Authentizität“, also glaubhaft im künstlerischen Ausdruck zu sein. Ebenso gilt für beide, was man singt, auch wirklich zu „leben“ – dahinterzustehen. Diese Wirkung auf das Publikum mit einzukalkulieren ist neben der musikalischen Fundiertheit die zweite Säule, auf der Originalität beruhen sollte. „Musik ist ja nicht gemacht fürs stille Kämmerlein“, sagt Peter Weihe lächelnd. Das Publikum soll einem die Intention der Musik „abnehmen“ können.

Zwangsläufig bietet der vor 30 Jahren als Modellversuch gestartete Kontaktstudiengang Populärmusik an der Musikhochschule Hamburg eine ideale Projektionsfläche für beide Gesprächs-

partner, um die Thematik ganz praktisch zu beleuchten. In diesem Studiengang, der heute Popkurs heißt, ist man dazu angehalten, in kürzester Zeit mit den unterschiedlichsten Musikern zusammenzuarbeiten. Im Prinzip ein freier Musikmarkt im Kleinen. Da kann ein Fünkchen musikalischer Fremdeinfluss helfen, einen eigentlich durchschnittlichen Song zu etwas Neuem und Besonderem zu machen. Einige heute in Deutschland bekannte Pop-Künstler wie Peter Fox oder Wir sind Helden sind „Kinder“ dieses innovativen Studienganges, der sich vom Modellversuch zur anerkannten Kontaktschmiede gemausert hat. Also doch ein „Rezept“? Weihe winkt ab: „Nein, nein, es geht hier gerade nicht darum, ‚abgeschottet

Kunst zu betreiben“, sondern hautnah zu verstehen, wie es in der Musikbranche läuft.“ Interessanterweise schaffen es im Durchschnitt mehr Absolventen des Popkurses, sich auf nationaler Ebene längerfristig durchzusetzen, als dies Studenten einschlägiger Musikstudiengänge gelingt. Kristof Hinz sieht das als Beleg dafür, dass man nicht unbedingt Musik studiert haben muss, um in diesem Umfeld erfolgreich zu sein. Originalität liegt eben gerade nicht nur im Befolgen starrer Regeln. „Eine handwerklich gute Technik ist sehr wichtig, aber kein Garant für Erfolg und Popularität“, resümiert Hinz. Viel entscheidender sei es auf lange Sicht, klassische Schemata gekonnt zu durchbrechen, Aufmerksamkeit durch Ungewöhnliches zu schaffen, aber weder die eine noch die andere Seite zu über-vorteilen.

Ob einprägsame Wendung wie bei Britney Spears' „Toxic“ oder aber ein Gesamtkunstwerk à la Lady Gaga: Erfindungsreichtum mit einem Schuss Wiedererkennbarkeit innerhalb der Komposition sind das eine; geschicktes Marketing und Außendarstellung das andere im Popmusikbusiness. Beide jedoch tragen in nicht zu unterschätzender Weise zum Erfolg eines Songs bei. Weihe und Hinz verschweigen dabei nicht, dass es eine Diskrepanz zwischen denen gibt, die fachlich gut sind, und denen, die an der Spitze stehen. Gerade im Pop ist ein Song eben mehr als „nur“ gute Musik. Trübsal blasen? Nein, nicht bei Peter Weihe und Kristof Hinz. „Im Zweifelsfall immer zur Originalität motivieren“, lautet ihr Credo.



SCHLAGER MEETS RAP

Die TV-Sendung „Cover my Song“ dokumentiert, wie Hip-Hop-Titel entstehen. Moderator Dennis Lisk will aber auch Menschen hinter der Schlagerfassade zeigen.

Musikalische Milieus verschwimmen auf allen Ebenen, und kaum eine stilistische Ausprägung lässt sich heute noch klar von der anderen abgrenzen. Scheinbar unberührt von diesem Phänomen der musikalischen Verquirlung bleiben lediglich die zwei Extremwelten Schlager und Rap. Wortwahl, Songstrukturen und Verhaltensmuster der Interpreten könnten nicht gegensätzlicher sein, und bis auf die kürzlich gescheiterte Kooperation von Peter Maffay mit Sido und Bushido offenbart die Historie der populären Musik auch keine weiteren Berührungspunkte der beiden vorurteilsbeladenen Genres. Dieses ungeschriebene Musikgesetz brach VOX im letzten Jahr mit der TV-Doku „Cover my Song“. Ein innovatives Format mit einfachem Prinzip: Pro Folge münzt ein Nachwuchskünstler aus der Hip-Hop-Sparte einen Schlagerklassiker auf sein eigenes Genre um. Gleichzeitig verwandelt der Originalinterpret einen Rapsong seines Mitstreiters in einen jugendfreien Gassenhauer zum Mitkatschen. Als namhafter Moderator und musikalischer Vermittler ist Beginner-Mitglied Dennis „Denyo“ Lisk bei jedem Schritt hautnah dabei. Er betreut die Kandidaten vom allerersten Treffen beim Schlagerstar zuhause bis zum Wiedersehen eine Woche später, wenn sich beide gegenseitig ihre verwandelten Hits präsentieren. Im „Saitensprung“-Interview beschreibt er, was die Show für die deutsche Musikkultur und den Umgang mit festgefahrenen Klischees zu leisten imstande ist.

Saitensprung: Abgesehen von Casting- und Chartshows sowie einigen wenigen

Formaten im Spätprogramm des öffentlich-rechtlichen Rundfunks (Rockpalast, Inas Nacht...) sind Musiksendungen im deutschen Fernsehen eher spärlich gesät. Was zeichnet „Cover My Song“ in diesem Umfeld aus?

Lisk: „Cover My Song“ gibt einen kleinen, aber etwas tieferen Einblick in den Produktionsprozess eines (Rap)Songs. Vom Schreiben eines Textes bis hin zum Fertigen eines passenden Soundgerüsts, und am Ende werden die Songs dann live präsentiert. Bei der Entstehung eines Songs stellen sich viele Fragen. Was will ich als Rap-Künstler aussagen? Wer bin ich? Wofür stehe ich? Wie weit darf ich gehen? Gerade wenn es darum geht, einen Song aus einem gegensätzlichen Genre wie dem Schlager als Inspirationsquelle des eigenen Songs nehmen zu müssen, stellen sich für den klassischen Rapper einige Probleme, die gelöst werden müssen.



Du arbeitest als Rapper, Singer-Songwriter, Radiomoderator und bist regelmäßig als DJ unterwegs. Jetzt schlüpfst du gewissermaßen in die Rolle des musikalischen Grenzwärters – was macht die Show für dich persönlich zu einem spannenden Projekt?

Ich möchte das gängige Klischee des stumpfen, schlecht erzogenen und dümmlichen Rappers aus den deutschen Köpfen rausbekommen. Auch ein Rapper von der sogenannten Straße muss Arbeit, Fleiß und Talent besitzen, wenn er es zu etwas bringen will. Außerdem möchte ich den Menschen hinter der Klischee-

Fassade zeigen. Mit all seinen Stärken und auch seinen Schwächen. Ähnliches gilt für die Schlagerstars, die ja auch gerne mal in eine Schublade gedrückt werden, in die sie gar nicht reingehören. Wer denkt schon, dass Cindy & Bert cool drauf sind? Ist aber so. Das sind witzige, intelligente und freundliche Menschen.

Musikalisch wird zwar umgemodelt, inhaltlich bleiben aber in den Coverversionen die Grundzüge erhalten. Stößt man da auf Kommunikationsprobleme zwischen Genres und Generationen, oder überwiegen am Ende doch ähnliche Werte und Themen?

Viele Menschen in unserer Gesellschaft urteilen schneller, als sie denken können bzw. denken wollen. Gerade zwischen jungen Heranwachsenden und der Ab-50-Jährigen-Fraktion gibt es immer wieder Spannungen und Unverständnis. Warum eigentlich? Weil keiner sich in die Rolle des anderen hineinversetzen will. Das ist schade. Genau das allerdings ist Hauptaufgabe bei „Cover My Song“. Am Ende merkt man, dass trotz der stilistischen Unterschiede eine Ur Liebe für Musik vorhanden ist. Und dass man hart arbeiten muss und gleichzeitig Spaß an der Sache haben sollte. Egal, ob man jetzt 20-jähriger Deutscher mit libanesischen Wurzeln ist oder 50-jähriger Schlagerstar aus Tirol. Es gibt sehr viel mehr Gemeinsamkeiten, als wir uns zugestehen wollen. Leider. Oder zum Glück.

Rapper sehen Schlagerstars als in die Jahre gekommene Schönredner mit banalen Texten, andersherum charakterisiert Rapmusiker von der Schlagerwarte aus vor allem Respektlosigkeit und vulgäre Ausdrucksweise. Totale Plattitüde?

Nein. Die Klischees haben ihren wahren Kern. Aber alles hat seine Daseinsberechtigung, und ich finde es spannender, einen Chris Roberts zu fragen, ob ihm seine ewige gute Laune nicht selber auf den Keks geht, als vorweg über ihn zu urteilen. Und die Antworten von z.B. Herrn Roberts auf meine Fragen waren definitiv spannender und lehrreicher, als ich es

gedacht hätte. Ein interessanter Mensch. Warum? Weil er reflektieren kann, flexibel im Kopf ist und zu dem steht, was er tut. Und tatsächlich auch Freude daran hat, das einfache Volk zu entertainen. Wir Menschen sind nicht alle gleich. Aber dieses ständige mit dem Finger auf andere zeigen ist Ursache allen Übels. Darauf hat „Cover My Song“ keinen Bock.

Was passiert während der Dreharbeiten mit diesen Klischees?

Manches bestätigt sich, doch viele Vorurteile werden schnell vom Tisch geräumt. Der Gute-Laune-Zwang der Schlagerwelt, der viele Künstler ja selber nervt, ist definitiv Realität. Ähnlich, nur andersherum verhält es sich bei den meisten Rappern, wenn auch nicht bei allen. Lieber mal ein wenig ernster gucken und härter rappen.



DENNIS LISK

Auch wenn man gerade extremst entspannt drauf ist. Das Image des harten Kerls ist leider auch Realität. Doch was verbirgt sich dahinter? Das ist das eigentlich Spannende, was mich interessiert.

Kann die Show also auch als Instrument der Musikvermittlung gesehen werden? Ist der Effekt vergleichbar mit anderen aktuellen Crossover-Phänomenen, wie beispielsweise einem David Garrett, der erfolgreich Klassikliebhaber und Popfreunde an einen Tisch bringt?

Ja, natürlich ist die Sendung ein Instrument der Musikvermittlung. Hauptaugenmerk ist hierbei halt Rap aus Deutschland. Was geht da? Was sind das für Menschen? Wie schreiben die ihre Texte und wie leben die wirklich?

Die Sendungen der ersten Staffel wurden direkt im Anschluss an das quotenstarke Castingshowformat „X-Factor“ ausgestrahlt. Damit hat man natürlich direkt ein musikaffines Publikum abgeholt. Wie sehen denn die Zuschauerreaktionen auf „Cover My Song“ aus?

Sehr positiv. Wir sind für den Grimme-Preis nominiert und hatten sogar zufriedenstellende Quoten.

Du bist ja in der deutschen Hip-Hop-Szene verwurzelt. Welche Resonanz erreicht dich speziell von dort?

Es gab sehr viel positives Feedback. Weil die Szene gecheckt hat, dass ich da etwas für deutschen Hip-Hop mache. Newcomer werden gepusht, kriegen eine hohe Aufmerksamkeit, können sich zeigen, wie sie sind, und am Ende gibt es interessante Songs, die sie vollkommen frei und autark geschrieben haben.

Bisher gab es sieben Shows mit jeweils ganz unterschiedlichen Künstlern und Songs. Welcher Moment hat dich besonders bewegt, welches musikalische Ergebnis überrascht oder beeindruckt?

Am meisten beeindruckt haben mich Motrip und Chris Roberts. Besonders aus

menschlicher Sicht, weil man äußerlich und auch in Sachen Lifestyle wahrscheinlich kaum unterschiedlicher sein kann. Und dann haben diese beiden smarten Menschen so cool miteinander harmoniert, das war großartig.

Im Frühjahr soll es auf VOX die zweite Staffel geben. Kannst du schon etwas über die „Kandidaten“ verraten?

Nein.

Angenommen, du solltest zum Staffelfinale selbst einen Schlagerhit covern – welcher wäre das und warum?

Das würde ich nicht machen. Ich bin Moderator und Bindeglied. Ich vermittele und stelle mich im Zweifelsfall hinter den Newcomer, der ich selber ja offensichtlich nicht mehr bin. Auch wenn ich komischerweise sogar fast jünger aussehe als Little O. ;)

DAS INTERVIEW FÜHRTE ANNE KLEINFELD
PER E-MAIL

BEGEGNUNGEN DER ERSTEN STAFFEL:

| | |
|-----------|----------------|
| MoTrip | Chris Roberts |
| JokA | Katja Ebstein |
| Kitty Kat | Michael Holm |
| Dr. Knarf | Ingrid Peters |
| Favorite | Cindy & Bert |
| Fard | Gunter Gabriel |
| Little O | Ireen Sheer |



GRENZENLOSES MUSIZIEREN

Kindern und Jugendlichen aus aller Welt die Möglichkeit geben, ein Instrument zu erlernen – das ist das Ziel des Vereins „Musiker ohne Grenzen“. Doch von der Ursprungsidee der Abiturientin Magdalena Abrams bis zur heutigen Umsetzung des Projekts war es ein langer Weg.

„Angefangen hat alles auf dem Dach eines halb fertiggestellten Rohbaus“, erinnert sich Magdalena Abrams, die Initiatorin des Vereins „Musiker ohne Grenzen“. „Wir hatten zwei Blockflöten und drei Gitarren zur Verfügung. Die Percussion-Instrumente haben wir selber gebaut. Und weil es keine Räume für den Musikunterricht gab, habe ich die Schüler auf dem Dach des Hauses unterrichtet, das später mal unsere Musikschule werden sollte.“

Als die Abiturientin vor Jahren beschloss, einen Freiwilligendienst in Ecuador zu leisten, ahnte sie noch nicht, dass ihr Aufenthalt einen gemeinnützigen Jugendverband nach sich ziehen würde. Heute ist der Verein „Musiker ohne Grenzen“ fester Bestandteil ihres Lebens. Seit 2005 arbeitet Magdalena gemeinsam mit sechs weiteren Mitgliedern am Aufbau einer Musikschule im Guasmo Sur,

einem Armenviertel in Guayaquil. Jedes Jahr reist eine Gruppe von Hamburger Musikstudenten dorthin, um Kindern und Jugendlichen kostenlos Musikunterricht zu geben. „Wir legen Wert darauf, die Entwicklung der Musikschule nachhaltig zu gestalten. Deshalb bilden wir die Musikschüler zu Multiplikatoren aus, die ihr Wissen an neue Schüler weitergeben können“, erklärt Magdalena.

Ursprünglich, erzählt sie, habe sie sich bei einer Organisation beworben, die sich für eine bessere Lebensqualität in sozialen Brennpunkten Guayaquils einsetzt. Da es dort besonders an kreativen Bildungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche mangelte, habe sie die Aufgabe bekommen, Musikunterricht zu geben. Inspiriert von der Idee, den Menschen eine Alternative zu den wenigen, oft kriminellen Freizeitbeschäftigungen anzubieten, begann Magdalena mit ih-

rer Arbeit. Doch schnell entstanden erste Schwierigkeiten. „Da ich nicht wie die anderen Freiwilligen in ein bereits bestehendes Projekt integriert wurde, sondern etwas völlig Neues aufbauen sollte, fühlte sich niemand für mich verantwortlich. Am Anfang habe ich typisch deutsche Stundenpläne erstellt und diese anschließend auf der Straße im Guasmo verteilt.“ Zum Unterricht erschien aber niemand, denn den Ecuadorianern war die strukturierte Arbeitsweise des Neuankömmlings fremd. Mit der Zeit habe es sich dann so entwickelt, dass jeder zu einer beliebigen Uhrzeit kam und so lange wartete, bis er an der Reihe war, sagt Magdalena. „Dadurch ist für die Schüler parallel zum Musikunterricht eine zentrale Anlaufstelle entstanden, um Freundschaften zu knüpfen“, betont sie. Für „Musiker ohne Grenzen“ sei es sehr wichtig, neben dem musikalischen Schwerpunkt auch die sozialen Prozesse vor Ort zu fördern. Das

Musizieren helfe den Jugendlichen, ihre eigenen Gefühle und Probleme zu artikulieren.

Diese einzigartige Funktion der Musikschule weiß auch Rodolfo Espinoza zu schätzen. Der Ecuadorianer war einer der ersten Schüler. Er befand sich in der Zeit, als das Projekt startete, in einer schwierigen Situation. Alkohol und krumme Geschäfte seien an der Tagesordnung gewesen, berichtet der heute 33-Jährige. „Durch die Musik habe ich viel Freude und Lebendigkeit erfahren. Sie bringt mich an andere Orte und hilft mir, Dinge zu vergessen, an die ich mich nicht erinnern möchte.“ Magdalena Abrams erkannte damals die Notwendigkeit und das Potenzial der Musikschule. Deshalb suchte sie im Umland nach Freiwilligen, die die Kinder weiter ausbilden könnten.

Zunächst scheitern ihre Bemühungen, doch zurück in Deutschland startet sie einen zweiten Versuch, diesmal bei den Studenten der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg. Schnell findet sich eine 15-köpfige Gruppe zusammen, die an dem Pilotprojekt teilnehmen will. Unter ihnen ist auch Katja Muckenschnabl. „Ich wollte schon immer mal ins ferne Ausland, und die Idee der Musikschule hat mich sofort überzeugt“, sagt die Gesangsstudentin. Und obwohl sie kein Spanisch spricht, ließ sie sich auf das Experiment ein.

Das Leben in ihrer Gastfamilie im Guasmo, die Magdalena für sie ausgesucht hat, war für die Studentin anfangs ungewohnt. „Wir schlafen mit unseren Gastgeschwistern in einem Bett. Sobald wir auf die Straße wollen, müssen wir von ihnen begleitet werden. Privatsphäre gibt es keine“, schildert Katja. Auch der Musikunterricht gestalte sich völlig anders als in Deutschland. Gerade Gesangsunterricht sei schwierig, da die Schüler keinerlei musikalische Grundausbildung hätten. Deshalb habe sie erst einmal erklären müssen, wo beim Singen oben und unten liege, berichtet die Studentin. Und Magdalena wirft ein: „Vor allem die Chor- und Orchesterproben sind ganz

anders als bei uns. Sobald der letzte Ton gespielt ist, fangen alle an durch die Mitte zu laufen, zu tanzen und wild durcheinanderzureden.“

Die fünf Wochen vor Ort erleben die Studenten als sehr intensive Zeit. Oft wird bis in die Nacht hinein geübt, und die Wochenenden werden dazu genutzt, Konzerte zu spielen oder Ausflüge zu machen. „Gelegentlich kochen wir mit den Schülern ein deutsches Essen“, sagt Katja „und dann laden wir unsere Gastfamilien ein.“

Nachdem das Pilotprojekt erfolgreich war, gründeten die Studenten den Verein „Musiker ohne Grenzen“. Ecuador ist dabei das einzige dauerhafte Projekt. Das ganze Jahr über versucht der Verein die Musikschule durch Geld- und Instrumentenspenden zu unterstützen. Um Gelder zu akquirieren, seien sie häufig auf Benefizkonzerten unterwegs, erzählt Christoph Kaussen, der Presseverantwortliche des Vereins. „Langfristig wären wir gerne eine Institution, die musikalischen Freiwilligendienst in die ganze Welt vermittelt.“



Voraussetzung dafür ist aber, dass wir irgendwann für unsere Arbeit bezahlt werden. Denn nur mit ehrenamtlicher Arbeit ist schon das Ecuador-Projekt nicht mehr zu bewältigen.“

Trotz aller Strapazen aber erweitern ein fremdes Land, eine andere Kultur und viele neue Begegnungen den Erfahrungshorizont ungemein, weiß Katja: „Besonders spannend ist für mich immer wieder der zwischenmenschliche, interkulturelle Austausch. Meine eigenen Lebensgewohnheiten zu hinterfragen und zu sehen, dass es noch ganz viele andere Möglichkeiten gibt, Dinge zu machen, zu denken oder zu leben.“

Einige kulturelle Unterschiede irritieren dennoch: Dass die Ecuadorianer sich zum Geburtstag so viele Gürtelschläge verpassen wie sie alt werden, finden die Freiwilligen nach wie vor merkwürdig.

PAULINA DROSDALSKI

**HOCHSCHULE FÜR MUSIK,
THEATER UND MEDIEN
HANNOVER: SPIELERISCH
GEMEINSAM LERNEN –
EGAL OB ALT ODER JUNG**

Ein generationen- und grenzübergreifendes Musikprojekt der besonderen Art haben Studenten der elementaren Musikpädagogik der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover organisiert. Zusammen mit dem GDA Wohnstift in Hannover-Kleefeld und dem Montessori Kindergarten in der Milanstraße entwickelten sie im Wintersemester ein Konzept, das Senioren im Alter von 75 bis 92

Jahren und vier- bis sechsjährige Kinder über Musik einander näherbringen sollte.

Unter der Leitung von Silja Stegemeier, Dozentin für elementare Musikerziehung, arbeiteten die Studierenden daran, das Kinderbuch „Die Königin der Farben“ von Jutta Bauer in Bewegungsformen und Klänge umzusetzen. Sie entwickelten verschiedene Unterrichtseinheiten und komponierten selbst Lieder und Mitspielsätze für die Kinder und Senioren. Ergänzt wurden die vielfältigen musikalischen Übungen durch Sinneswahrnehmungsaufgaben und kleinere schauspielerische Einheiten mit verschiedenen Instrumenten und Materialien, wie z.B. Handtrommeln, Klanghölzern und bunten Tüchern.

Allein die Vorbereitungszeit des Projektes beanspruchte die 15 Studierenden zwei Monate. Danach arbeiteten sie mit den neun interessierten Senioren und acht Kindern mehrere Wochen lang in Dreiergruppen intensiv in den Räumen des Wohnstifts. So konnten sich Senioren

PROJEKTE, DIE VERBINDEN



und Kinder langsam einander annähern. Dabei fungierten die Studenten nicht nur als Lehrende, sondern auch als eine vermittelnde dritte Generation. Sie versuchten, Verbindungen zu schaffen und ganz verschiedene Herangehensweisen an Musik verständlich zu machen.

Resümierend sieht Dozentin Silja Stegemeier das Projekt als gelungen an: „Wenn man über die Musik zusammenarbeitet, passiert einfach ganz viel gemeinsames Leben.“ Die Studierenden hätten die Möglichkeit gehabt, ihre Unterrichtsfähigkeit auszuprobieren und vielleicht auch ihren späteren Arbeitsbereich einzugrenzen.

LH

**UNIVERSITÄT
HILDESHEIM:
NEUER STUDIENGANG
VERMITTELT
KULTURELLE VIELFALT**

Mit 24 Studierenden aus sieben verschiedenen Ländern und unterschiedlichsten Berufszweigen hat der neue berufsbegleitende Fort- und Weiterbildungsstudiengang „musik.welt – Kulturelle Diversität in der musikalischen Bildung“ an der Universität Hildesheim den Lehrbetrieb aufgenommen. Die Studenten im Alter von 20 bis 60 Jahren, unter anderem Musiker, Lehrer und Sozialarbeiter, erhoffen sich neue Kenntnisse, um künftig musikalische Kompetenzen professionell besser nutzen zu können.

Das Studium besteht aus einer musikethnologischen und pädagogischen Ausbildung. Es qualifiziert für unterschiedliche Berufsfelder, von der Tätigkeit in Schulen und Kindertagesstätten bis hin zur Migrationsarbeit und Erwachsenen-

bildung. Innerhalb des Studiums soll den Studierenden die Möglichkeit gegeben werden, ihre Fähigkeiten u.a. in den Bereichen Interkulturalität, Musikpädagogik und musikalische Praxis weiterzuentwickeln. Zudem soll jeder Studierende ein eigenes Praxisprojekt entwickeln und umsetzen. Inhalt und Ziel sei die Auseinandersetzung mit kultureller Vielfalt, so Projektleiterin Morena Piro. Die Studierenden lernten unbekannte Instrumente praktisch kennen und setzten sich auch in der Theorie mit interkulturellen musikalischen Themen auseinander. Damit gehe der Studiengang auf gegenwärtige Herausforderungen einer sich kulturell wandelnden Gesellschaft ein.

Das Besondere an dem bundesweiten Pilotprojekt ist laut Piro zum einen, dass er sehr unterschiedliche Studieren-

de zusammenbringt. Zum anderen sei der Studiengang ein bislang in Deutschland einzigartiges Gemeinschaftsprojekt unterschiedlicher Institutionen zur Förderung der kulturellen Vielfalt. Er wurde als Projekt des „Centers for World Music“ der Universität Hildesheim, der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover und des „Musiklandes Niedersachsen“ ins Leben gerufen. Hinzu kommt noch die Unterstützung dreier weiterer Hochschulen und der Stiftung Niedersachsen.

Morena Piro ist vom Start des neuen Programms begeistert: „Die sehr bunte Mischung der Studierenden hat sich als äußerst positiv erwiesen. Bereits in den ersten Monaten entstanden viele Ideen für gemeinsame Projekte. Wir wünschen uns, dass es genau so weitergeht.“

LH

Wir gestalten Ihr Leben

bUnTeR

**Print-Medien
Layout • Satz & Druck Michael Heiland**

Lister Damm 5-7 · 30163 Hannover
Fon 05 11 / 63 41 14 · Fax 05 11 / 67 21 93

heiland-druck@arcor.de
www.michaelheiland-druck.de

Gute Idee!

Gründungswerkstatt hannoverimpuls

**DURCHSTARTEN MIT DER
EIGENEN GESCHÄFTSIDE**

- › Orientieren Sie sich im Gründungsportal und auf unseren GründungsAbenden.
- › Planen und entwickeln Sie mit Weitblick Ihr Geschäftskonzept online, in Workshops und im Einzel-Coaching.
- › Praxisbezogenes Wissen erhalten Sie zur Überwindung bürokratischer Hürden und für die erfolgreiche Unternehmensentwicklung.

www.gruendungswerkstatt-hannover.de

hannoverimpuls

HANNOVER

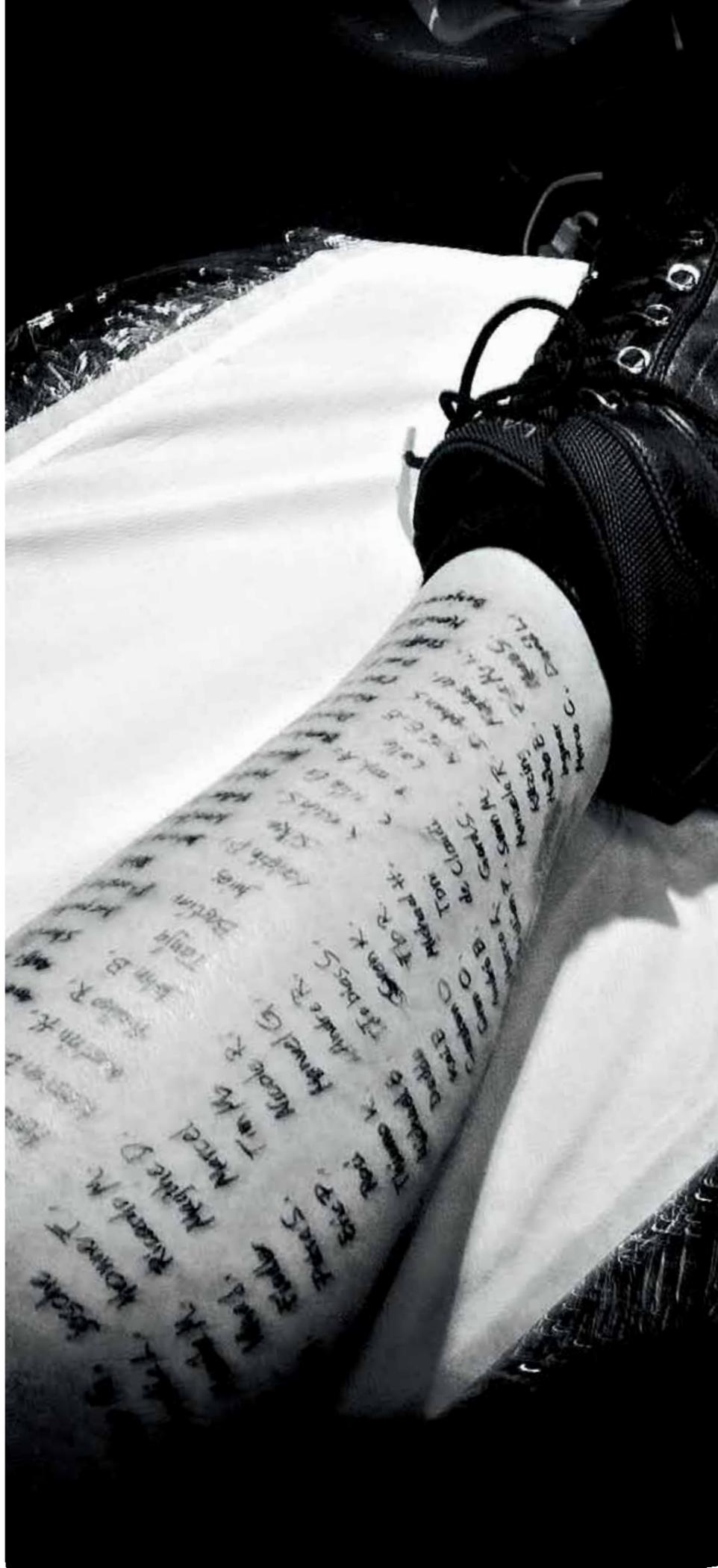
„KEINE EFFEKTE, KEIN TAMTAM“

DIE BAND HAUDEGEN BEGLEITETE DIE VERÖFFENTLICHUNG IHRES DEBÜT-ALBUMS MIT EINER AUSSERGEWÖHNLICHEN TATTOO-AKTION

Hagen Stoll „Jaschke“ und Sven Gilert „Kante“ alias Haudegen kommen alles andere als „Schlicht & Ergreifend“ daher – so der Titel des im letzten Jahr veröffentlichten Debütalbums. Aufgewachsen in Berlin-Marzahn, präsentieren sich die zwei nach Ausflügen in die Hip-Hop-Szene heute als raue Deutschrocker in Arbeiterkleidung und mit tätowierten Fäusten. Ganz nach dem Motto „harte Schale, weicher Kern“. Ihre Musik bezeichnen sie als „Gossenpoesie“. Auch die Albumveröffentlichung war auffällig laut: Haudegen rief zu einer ungewöhnlichen Aktion auf und ließ sich die Namen hunderter Fans auf ihre Waden tätowieren. Alles nur Marketing? Im Interview spricht die Band über Authentizität im Pop, echte Gefühle und die Grenzen der Vermarktung.

Saitensprung: Was ist ein Haudegen, und was bedeutet euer Band-Symbol?

Haudegen: Ein Haudegen ist ein aufrichtiger Mann, mit dem Herz am richtigen Fleck. Er kennt die Höhen und Tiefen des Lebens und ist durch seine vielen Erfahrungen gezeichnet vom Leben. Für einen



Haudegen zählen alte Tugenden, die heute schon längst in Vergessenheit geraten sind. Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit sind für ihn keine Fremdworte. Unser Symbol besteht aus „Flügeln“, diese symbolisieren die Freiheit, und das „Schwert“ bekundet den ewigen Kampf, den man kämpfen muss im Leben.

Früher in der Hip-Hop-Szene unterwegs, heute im Deutschrock: Was hat zu dieser Entwicklung geführt?

Es ist eine Weiterentwicklung, eine logische Konsequenz. Es ist und bleibt Musik. Wir waren auf der Suche nach einer neuen Herausforderung und haben diese im Rockbereich gefunden. Im Hip-Hop stößt man sehr schnell an Grenzen, auch was die Nachhaltigkeit dieser Musik angeht. Das war ein großer Punkt, der uns gestört hat. Zum großen Teil ist das ausschließlich eine Art Jugendmusik. Wenn du dann aber älter wirst, suchst du nach etwas, womit du dich als Künstler auch im entsprechenden Alter identifizieren kannst. Es war eine schöne Zeit im Hip-Hop; wir haben viel gelernt, müssen aber schließlich weiter.

Ihr gebt euch nicht das klassische Popstar-Image. Wie konntet ihr die Plattenfirma davon überzeugen?

Wir brauchten niemanden zu überzeugen. Wir sind, wie wir sind. Im Endeffekt macht genau das uns auch aus. Wir legen keinen Wert auf Image oder Marketingstrategien. Wie oben beschrieben, spiegelt unsere Musik ausschließlich „uns“ wider. Die Menschen, die unsere Musik hören, machen es für die Medienwelt zu Pop. Da viele Menschen unsere Meinungen, Ansätze und Aussagen teilen, wird es einfach zu einer Art „Breite-Masse-Syndrom“. Musik war schon immer ein Sprachrohr der Gesellschaft, und wir denken, dass die Gesellschaft sich in einem Wandel befindet. Wir tragen eben auf musikalische Weise dazu bei.

Echtheit und Authentizität gehen im Pop verloren. Warum ist es wichtig, daran festzuhalten?

Weil nur so „echte“ Gefühle vermittelt werden können. Zu viele Gaukler und Pappnasen führen die Menschen da draußen vor. Gerade in der Musik ist sehr schnell zu spüren, ob etwas ernst gemeint ist oder eben nur so daher gesagt. Die Gesellschaft wird oft für zu „dumm“ verkauft, aber diese Zeiten sind vorbei. Ein ganz einfaches Prinzip. Bei uns findest du keine Effekte oder riesiges Tamtam, um von irgendetwas abzulenken. Wir projizieren unseren Charakter in die Musik, und das spüren Menschen definitiv. Oft sagen wir auch, dass die Leute keine Lust mehr haben, nach oben zu schauen. Denen tut der Nacken weh, und wir wollen uns auf Augenhöhe verständigen... und das macht uns aus.

Welche Grenzen kann Musik überwinden? Welche Grenzen überwindet Haudegen?

Die größte Grenze, die wir überschreiten, heißt wohl Intoleranz. Wir reduzieren unsere und die Gefühlswelt unserer Haudegen und Haudeginnen ausschließlich auf den Ursprung. Wir gehen zurück in der Zeit und holen wieder hoch, was längst verloren scheint. Jeder Mensch trägt den Freiheitswillen in sich, und wir erinnern lediglich mit kleinen Gesten daran. In einer Zeit, wo sich immer mehr Menschen einigeln und Wert auf Anonymität legen, brechen wir genau diese Grenze auf und ermahnen durch eine Art Leichtfüßigkeit zu Zusammenhalt, Liebe und der Schönheit des Lebens...

Die Veröffentlichung eures Albums „Schlicht & Ergreifend“ wurde von einer Tattoo-Aktion begleitet: Wer den Kasenbon einschickte, wurde namentlich auf eurer Haut verewigt. Wie kam es zu dieser außergewöhnlichen Marketing-Aktion?

Wir spürten, dass da etwas passiert, und wollten diesen „unseren & deren“ Erfolg nicht einfach so im Raum stehen lassen. Wir wollten etwas zurückgeben. Wir wollten damit bezwecken, dass die Menschen, die unser Album legal erworben haben, wissen, dass sie unsere Pfeiler

sind, auf denen wir stehen und laufen können. Sie ebnet uns und sich selbst den Weg. Ein Geben und Nehmen, so kam uns die Idee, alle mitzunehmen auf unseren Weg.

Die Resonanz war riesig, habt ihr damit gerechnet?

Wir waren gespannt, und desto mehr waren wir geplättet, als die Aktion für so viel Aufsehen gesorgt hat. Noch heute flattern die Bons ein, und wir wissen kaum noch wohin mit all den Namen.

Wie viele Namen tragt ihr mittlerweile auf euren Waden?

Um die 250. Wir machen immer „peu à peu“ weiter.

Bei Live-Konzerten begleitet euch ein Tätowierer, der den Fans das Haudegen-Logo sticht. Eine engere Fanbindung gibt es sicherlich nicht. Ziemlich krass, sich das Bandlogo tätowieren zu lassen, oder?

Wenn man es nur und ausschließlich auf die Band reduzieren würde, ja, aber oft ist es so, dass es – wie oben erwähnt – rein um die Symbolik geht. Freiheit und Kampf. Dann natürlich gepaart mit unserer Musik, macht das alles 'ne Menge aus. Aber wir können das nachvollziehen, denn wir waren ja die ersten zwei, die sich dieses Symbol haben tätowieren lassen. Also vollstes Verständnis...

Popstars werden heute auf allen Kanälen vermarktet. Wo liegen für euch als Künstler die Grenzen in der Vermarktung?

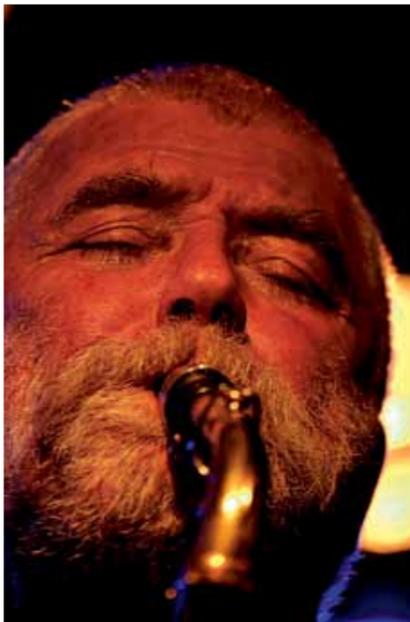
Sexualität und Voyeurismus in Videos ist das Letzte. Da hört's auf. Niedere Motive, unmoralisches, unanständiges Verhalten.

DAS INTERVIEW FÜHRTE CHRISTINE MERGEL
PER E-MAIL

MUSIK, DIE „PASSIERT“

DER SAXOPHONIST PETER BRÖTZMANN ÜBER DIE GRENZENLOSIGKEIT DES FREE JAZZ

1972. „Blue Note“. Eine verr(a)uchte Jazz-Kneipe in Wilhelmshaven, in der internationale Jazzmusiker wie Peter Brötzmann, Han Bennink, Albert Mangelsdorff, Alphonse Mouzon und viele andere ein- und ausgehen. Ein schwerer Vorhang trennt den kleinen Vorraum von der eigentlichen Kneipe. Doch schon dieser kleine dunkle Raum lässt erahnen, was sich hinter dem Vorhang verbirgt: Man riecht den Rauch nicht nur, der Qualm steht wie eine Wand und umhüllt schützend die kleine Welt, die man nun betritt. Mit dem Rauch kriechen Alkoholgeruch und ein Schweiß-Parfum-Gemisch in die Nase. Lauter Stimmwirrwarr, angeregte Gespräche, Grölen, Lachen. Es ist 1 Uhr nachts. Der Startschuss für eine Free-Jazz-Session mit Peter Brötzmann.



Free Jazz – ein Begriff, den Peter Brötzmann, einer seiner nachhaltigen Wegbereiter und Vermittler in Europa, „nie mochte“. Warum? Weil dieser Begriff nicht alles sage. Er entstamme dem Befreiungsgedanken, der in den 1960er Jahren in den Bürgerrechtsbewegungen der USA, bei Studentenunruhen in Westeuropa und auch während der Vorbereitungen für den Vietnamkrieg auflebte. „Der Kampf für eine bessere Republik und unsere Devise ‚Nie wieder Krieg‘ wurden von Adenauer und den folgenden Regierungen mit Füßen getreten. Auch das erforderte eine neue Musik, eine Musik, die auf Freiheit basierte und alle Regeln über den Haufen schmiss“, so Brötzmann. Der Ursprung des Free Jazz ist also Befreiung. Musikalische Befreiung, die während des Spielprozesses aus sich selbst heraus entsteht. Befreiung von Strukturen und Grenzen, um nicht nur die Musik, sondern auch den politisch-sozialen Hintergrund aufzubrechen und die Gesellschaft mit diesem Aufbruchsgedanken zu konfrontieren.

Hinter dem Vorhang haben etwa 80 Menschen bei gefühlten 40 Grad an den wenigen, vom Sperrmüll zusammengesuchten Holztischen Platz genommen, um sich ihrem Bier, den Gesprächspartnern, aber vorrangig den drei Musikern auf der Erhebung, die sich Bühne nennt, zuzuwenden. Drei Musiker, drei Instrumente, drei Charaktere, drei Jazzstile – aber nur ein Moment. Ein Saxophonist, Peter Brötzmann, und seine zwei Kollegen am Kontrabass sowie am Schlagzeug. Alle drei vereint auf engstem Raum. Spannung. Im Publikum. Aber vor allem zwischen den Musikern und in jedem der Musiker.

Musikalische Routine bewegte sich in den 1960er und 70er Jahren in einem sehr begrenzten Harmoniespielraum sowie bei klarer Zuordnung der Instrumente. Auch der die damalige Jazzszene dominierende energische, groovelastige Hard Bop, eine Weiterführung des Bebop, bestand trotz seines pulsierenden, tanzbaren Charakters aus einem forma-

listisch festgelegten Wechselspiel von Thema und Solo. Diese festgefahrene Spielweise wollte und will der Free Jazz überwinden. Aber schafft er damit auch Grenzen ab? „In der Kunst ist es ja durchaus legitim, Bisheriges zu zerstören und Neues aufzubauen, aber mit diesem Aufbauprozess schafft man natürlich neue Strukturen, Formen – Form und Inhalt bedingen eben einander“, so Brötzmann. Man sollte „versuchen, zu den geforderten 100 Prozent noch ein paar dazuzulegen und die Routine, in der man sich bewegt, in andere Richtungen zu lenken“.

Peter Brötzmann spielt die ersten Töne auf seinem Saxophon. Der Klang ist kraftvoll, rauchig, vorantreibend, ausbrechend. Die anderen beiden Musiker stimmen mit ein, und es klingt wie ein Netz aus Klängen, das sich immer mehr ineinander verheddert. Eher ein Gegen- als ein Miteinander. Aber genau das ist es. Ein Auseinanderdriften der Klänge, der Dynamik, der Rhythmen, und gleichzeitig doch ein respektvolles Zusammenfinden in einer Art Frage-Antwort-Spiel.

Peter Brötzmann, Jahrgang 1941. Gebürtiger Remscheidler, der nach Wuppertal geht, um mit Kollegen wie Peter Kowald, Sven-Ake Johansson und später Jost Gebers oder Han Bennink gemeinsam auszubrechen. Im Kindesalter beginnt er mit Klarinette, landet schließlich bei seiner Leidenschaft, dem Saxophonspiel. Vor allem das Bass-Saxophon, mit dem er viel arbeitet, erlangt durch ihn wieder neue Beachtung. Zwischendrin ist da noch ein Kunststudium an der Wuppertaler Werkkunstschule Anfang der 60er Jahre. Der Mann kennt sich auch noch mit Grafikdesign aus. Aber zurück zur Musik: Die Schnauze voll von Grenzen, von der Politik, von Unterdrückung, von fehlender Zivilcourage, spielten Brötzmann und Kollegen sich mit dem Free Jazz frei. Motivation kam von Vorbildern wie Nam Jun Paik und Don Cherry: „Sie waren die beiden, die mir viel Gutes getan haben, da sie mich bestärkt haben, trotz aller Widerstände das zu tun, was ich für richtig hielt. Das war bei all den anfänglichen Anfeindungen eine Menge wert.“

In der Anfangsphase des Free Jazz waren Bierdosenwürfe und Schlägereien auf der Bühne fast alltäglich. Diese Art von Musik verstörte. Sie war nicht zu verstehen. Sie war und ist keine Kopfsache. „Das ist wirklich nichts, woran man arbeiten kann, das passiert. Während des Spielens ‚arbeitet‘ man nicht, ‚denkt‘ nicht, jedenfalls sollte es so sein. Wenn man anfängt zu denken während des Spielens, weiß man, dass man auf dem falschen Weg ist“, sagt Brötzmann. Free Jazz ist Bauch- und Körpermusik in allen musikalischen Parametern. Und vor allem vollkommen abhängig von der Beschaffenheit des Instruments sowie der Persönlichkeit seines Spielers. Free Jazz stellt wie jede Form der Musik automatisch ein Einverständnis über das musikalische Vokabular her, das jedoch möglichst sofort wieder in Frage gestellt werden sollte. Der Schlüssel dazu ist die individuelle Improvisation, die aber nicht mehr kreatives Mittel innerhalb einer musikalischen Struktur ist. Sie sucht vielmehr den Ausbruch aus bestehenden Strukturen, frei nach dem Motto „Let’s play the music and not the background“ von Altsaxophonist Ornette Coleman, der den Ausdruck Free Jazz mit seiner Platte gleichnamigen Titels 1961 prägte.

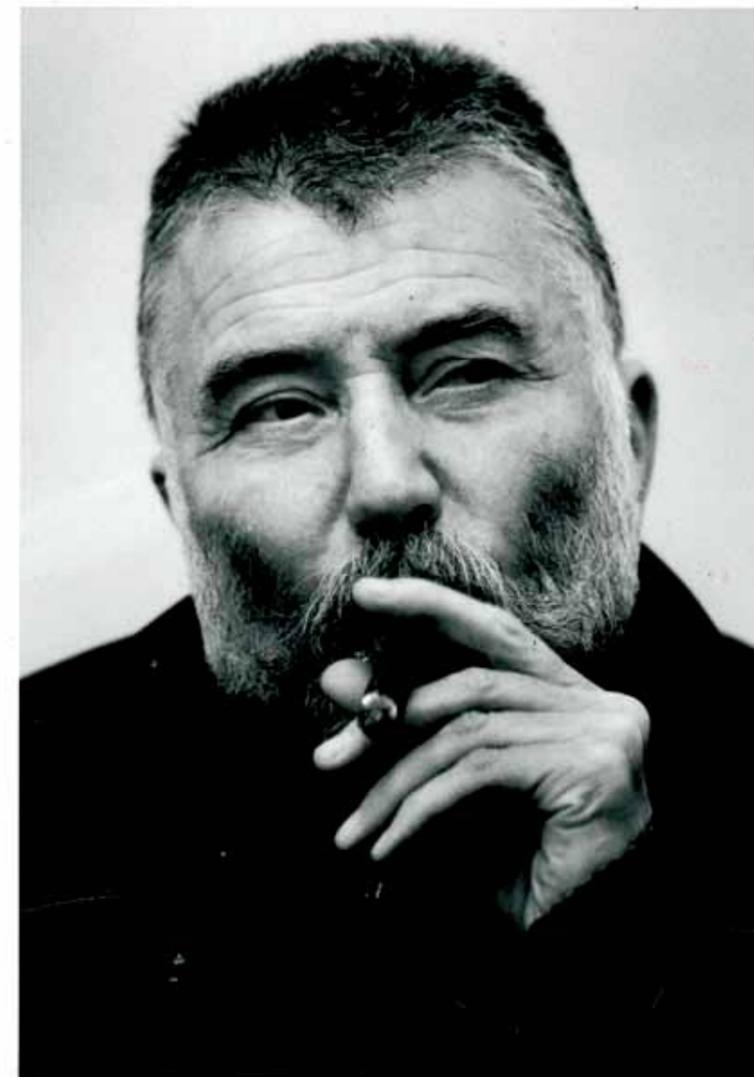
Die Augen Brötzmanns sind geschlossen. Manchmal zuckt eine Augenbraue. Die Körper der Musiker sind bis in die Fingerspitzen bewegt. Musik, die nicht nur gemacht, sondern gelebt wird, dringt in jede Ecke der kleinen Kneipe. Rhythmische Elemente, die an afrikanische Klänge erinnern, und Melodiemotive, die das europäische Tonverständnis verlassen und in Regionen des Nahen, Mittleren und Fernen Ostens aber auch des Balkans aufbrechen. Und das Publikum? Es ist irritiert. Begeistert. Aber auch geschlossene Augen sind zu finden. Genuss. Einige müssen aufstehen, sie hält es bei all der Energie auf der Bühne nicht mehr auf den ohnehin unbequemen Holzstühlen. Und plötzlich werden Hörende zu Spielenden und setzen sich ans Klavier oder bringen sich mit der eigenen Gitarre in die freien Jamsessions mit ein. Und plötzlich ist es 6 Uhr morgens.

Das energische Saxophonspiel Brötzmanns gibt keine Richtung vor: Mal erschrocken, mal überrascht, mal genervt, mal verloren. Eine unentwegte Grenzüberschreitung. Brötzmann zeigt, dass Free Jazz wirkt. Musikalisches Erleben resultiert aus der Synthese von Spielen und Hören, Musik machen und Musik erfahren. Dem Zuhörer wird, gerade weil er nicht an die Hand genommen wird, Respekt gezollt: „Wir als Musiker, als Macher sind ja nur die 50 Prozent, die anderen 50 bringt der Zuhörer mit. Jedenfalls sollte er.“ Will er das denn auch, der Zuhörer? „Natürlich sind wir nicht die Rolling

Stones“, weiß Brötzmann, „wir spielen ja für ein relativ kleines Publikum.“ Aber, so fügt er hinzu, „europaweit, ja weltweit“ sei die Resonanz „sehr positiv“.

ANNA LEIMBRINCK

Die kursiven Textstellen beruhen auf Schilderungen von Zeitzeugen, sind aber fiktiv ausgestaltet. Sie versuchen, die Atmosphäre bei einem Free-Jazz-Konzert der 70er Jahre einzufangen. Die nicht-kursiven Textstellen gehen auf ein Gespräch der Autorin mit Peter Brötzmann zurück.



DAS SAITENSPRUNG-RÄTSEL

IDEE & KONZEPTION: STEPHAN KRAGL/PAULINA DROSDALSKI

Welche Instrumente zeigen diese Nahaufnahmen? Wenn ihre Namen richtig eingetragen sind, ergibt sich das Lösungswort aus den Buchstaben der grau markierten Felder.



8 (ö = oe)



5



9 -----
6



3



4



2



10



1 -----
7

Lösungswort:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

ICH HAB
EIN **KIND**
IM OHR

... weil ich nur Gehör finde,
wenn ich es nicht verliere.

Adel Tawil, Sänger (Ich + Ich),
trägt Hörschutz von KIND.

Hörtest

Hörberatung

Hörschutz

Hörgeräte

KIND

www.kind.com

DAS GANZE LEBEN HÖREN



Nur das Beste
für Ihren Anspruch

Entdecken Sie bei uns die große Auswahl vom Junior- bis zum
Konzertklavier – auch als Mietklavier oder mit Finanzierung.



**Klavierhaus
Meyer**